



Ob ist das hier. Auf fünf
manufaktur, als ein
Hilfszeug.

H. Müller?

1

BAYERISCHE BIBLIOTHEK

Begründet und herausgegeben von

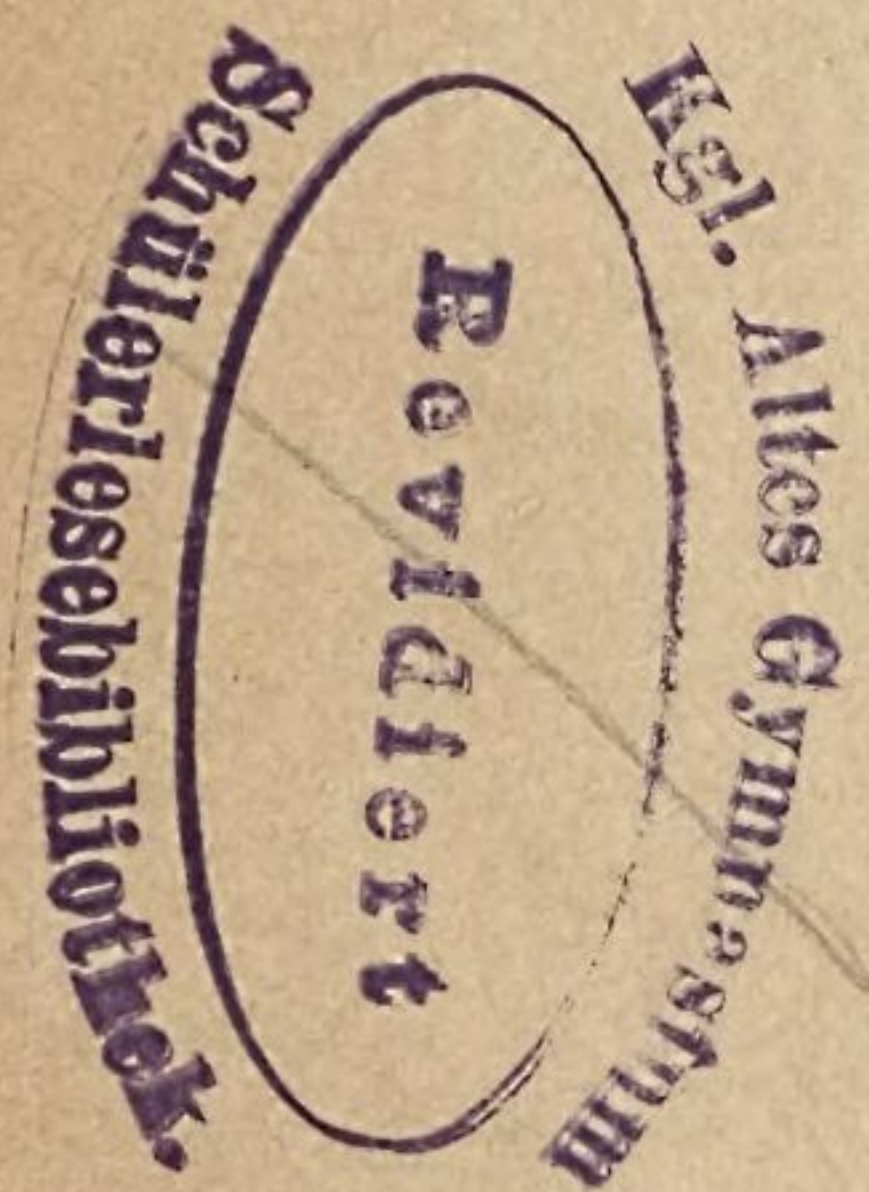
KARL VON REINHARDSTOETTNER & KARL TRAUTMANN

18. BAND

MUNDARTEN UND SCHRIFTSPRACHE
IN BAYERN

von

OSKAR BRENNER



L.c. $\frac{139}{18}$

BAMBERG

Buchnersche Verlagsbuchhandlung

Gebr. Buchner, Kgl. Bayer. Hofbuchhändler

1890

DRUCK
VON KNORR & HIRTH IN MÜNCHEN



ZINKÄTZUNGEN
VON OSKAR CONSÉE IN MÜNCHEN





Kaum ein zweites deutsches Land zeigt im Verhältnis zu seiner Einwohnerzahl eine so bunte Mischung von Dialekten, wie Bayern. Sachsen z. B. ist ganz mitteldeutsch, Württemberg und Baden zeigen im Norden fränkische, im Süden schwäbisch-alemannische Mundart. Preussen allerdings stellt eine ganze Musterkarte dar, auf der von allen Hauptmundarten nur die altbayerische nicht vertreten ist. Bayern vereinigt auf verhältnismässig engem Raume den altbayerisch-oberpfälzischen, den schwäbisch-alemannischen, den ostfränkischen und rheinfränkischen Dialekt, also ober- und mitteldeutsche Sprechweise.

Die Geschichte unseres Landes brachte es mit sich, dass der Name eines Stammes nunmehr — gerade wie in Preussen, Frankreich, Schweden, England — auch für andere staatlich damit verbundene Stämme verwendet wird, sodass man nun auch von bayerischen Schwaben und Franken spricht. Bei der unterscheidenden Benennung der Mundarten unseres Königreiches wird man »bayerisch« am besten in der engeren Bedeutung statt des schwerfälligen »bajuwarisch« brauchen, das Fränkische und Schwäbische aber als »Mundarten Bayerns« bezeichnen. Dabei ist aber freilich zu bedenken, dass keine der »Mundarten Bayerns« dem Königreich Bayern allein eignet, dass vielmehr unser

Land sprachlich mit der Umgebung nach allen Himmelsrichtungen hin enge verknüpft ist und so recht ein Bindeglied zwischen Nord und Süd, Ost und West bildet.

Ist unter den angegebenen Verhältnissen der Darsteller der Mundarten Bayerns genötigt, von den verschiedenen oberdeutschen und mitteldeutschen Gebieten immer nur einen Bruchteil zu behandeln, also nicht in der Lage, ein sauber abgerundetes Ganzes zu geben, so erfreut er sich anderseits des Vorteiles zur Beleuchtung der sprachlichen Verhältnisse Bayerns nicht oft über die Grenzen des Landes hinausgreifen zu müssen, er findet die nötigen Vergleiche im eigenen Land. Zudem reihen sich die sprachlichen Erscheinungen innerhalb des Königreichs wie Glieder einer Kette aneinander, sodass die Vielheit sich doch zu einer Einheit zusammenschliesst.

Die Mundarten des diesseitigen Reichsteiles sind nun: 1) die bayerisch-oberpfälzische, 2) die schwäbisch-alemannische, 3) die ostfränkische und oberthüringische. In der Pfalz herrscht 4) die rhein- oder südfränkische Mundart ¹⁾ vor der alemannischen entschieden vor. In den übrigen Kreisen treffen wir eine Verteilung der Mundarten, die zu den Namen der Kreise nicht immer stimmt. An der bayerischen nimmt nicht nur Ober- und Niederbayern, sondern auch Mittelfranken und die Oberpfalz, sowie Neuburg teil, an der oberpfälzischen auch Mittel- und Oberfranken, an der schwäbischen auch Oberbayern und Mittelfranken. Letztgenannter Kreis zeigt also sämtliche diesseitigen Mundarten vereinigt; freilich nicht gerade in der reinsten, ausgeprägtesten Form.

Die Grenzen zwischen den drei Hauptdialektgebieten sind nicht überall scharf, so deutlich auch die Dialekte selbst, im Ganzen genommen, sich unterscheiden. Es liegt vielmehr zwischen den Nachbarstämmen an manchen Stellen ein schmaler oder breiter Gürtel mit gemischter Bevölkerung oder wenigstens gemischter Sprache. Eine solche Mischung ist nicht bloss Bayern

eigen; sie findet sich so ziemlich überall, wo nahe verwandte Stämme an einander rückten, aber sie hat sich nicht überall gleich vollzogen: hier verbreitete sich langsam durch den Verkehr eine kleinere oder grössere Zahl von Spracheigentümlichkeiten von der einen Seite oder von beiden aus über die ursprünglichen Stammesgrenzen; dort rückten in schwach bevölkertes Gebiet nach einander Angehörige verschiedener Stämme ein, deren Sprachunterschiede sich allmählich ausglich. Ersteres ist z. B. an der mittleren Elbe, letzteres in Schlesien zu beobachten. Sehen wir zu, wie sich sowohl die scharfen Grenzen, wie die Mittelstreifen in Bayern ergeben haben.

Viele Völker fremder Zunge sind in alter Zeit über unser Vaterland hingezogen, wohl alle haben Spuren ihres Aufenthaltes ihren Nachfolgern hinterlassen; so die Rhätier im Alpenland, die Kelten im Donaugebiet, die Römer in beiden, slawische Scharen im Mainland und am Westabhang des Böhmerwaldes. Noch heutzutage leben gar manche Namen von Flüssen, Bergen, Orten aus der vorgermanischen Zeit bei uns fort, nachdem doch das undeutsche Volkstum von der geschlossenen Masse der deutschen Besiedler schon seit vielen Jahrhunderten aufgesogen ist. Ich erinnere nur an Namen, wie Isar, Donau, Glon, Lech, Kempten, Epfach, Augsburg, Pforzen, Pfunzen, Ries, die zumteil keltisch, zumteil römisch sind. Auch die deutschen Völker aber, die seit dem ersten Vorstoss aus dem Norden und Osten Bayern durchquerten, ohne sich zur dauernden Niederlassung zu verstehen, mögen ihren Aufenthalt auf solche Weise verewigt haben. Südlich der Donau sind allerdings die jetzigen Bewohner die ersten Deutschen, die überhaupt je hier sesshaft geworden sind. Die Bayern und Schwaben traten im fünften Jahrhundert hier die Erbschaft der Römer und romanisierten Provinzialen nicht anderer deutscher Stämme an. Im Norden der Donau wogte es dagegen seit den Tagen des Augustus hin und her; suevische Markomannen

berührten die Maingegend auf ihrem Zug vom Rhein nach Böhmen, Burgunder schoben sich vierhundert Jahre später langsam, in umgekehrter Richtung, von der Elbe das nördliche Bayern berührend, zum Rhein, Vandalen und Donausueben zogen in Eile einen etwas südlicheren Weg Frankreich und Spanien entgegen (406), alemannische Heere drängten von jenseits des Maines her süd- und westwärts, überfluteten das heutige Unterfranken so gut, wie die Pfalz. Als alte sesshafte Einwohner kennen wir nur am Nordrand die Chatten, Hermunduren und Narisker. Die Hermunduren (Thüringer) drangen bald auch bis tief herein in die Naab- und Regengegend und zum Main. Die Varisti oder Narisci sitzen im Osten am Böhmerwald oder Fichtelgebirg schon zu des Tacitus Zeiten. Über die Reste aller dieser deutschen, wie fremden Völker und Völkchen, ergoss sich, seit dem Ende des fünften Jahrhunderts eine breite Schicht friedlicher Niederlassung zustrebender Einwanderer, deren Nachkommen die heutige Bevölkerung Bayerns bilden.

Vom Nordosten her aus Böhmen kamen die Bayern. Der Name *Baiovarii*, *Baiuvarii* (d. i. *Baiuvarii*), oder wie er sonst geschrieben wird,²⁾ erklärt sich, wenn man nicht absichtlich das Naheliegende meiden will, sehr einfach als »wehrhafte Männer von *Baia* oder *Baiahaim*«; *Baiahaim*, später *Bêhaim* latinisiert *Boiohaemum*, heisst nichts Anderes als Boierheimat. Bekanntlich bewohnten ja ehemals die keltischen Boier die Moldaugegend. Die Bayern haben mit diesen Boiern nichts als die Elemente des Namens gemein, sie sind Nachkommen der streitbaren Markomannen, die bekanntlich zu Cäsars Zeiten am Schwarzwald, seit den ersten Jahrzehnten unserer Zeitrechnung aber in Böhmen sassen; der neue Name mag dadurch veranlasst worden sein, dass dem Hauptstamm kleine Stämme der Umgebung, versprengte Reste aus den verschiedenen germanischen Reichen der Rugier, Heruler, Quaden, Varister und andere, also wohl auch Teile des grossen

Gotenvolkes sich angliederten, für die dann der alte Name Markomannen zu eng erschien. Gerade so ist auch der Name Franken, Alemannen an Stelle älterer, beschränkterer Namen getreten. Welchen Weg die Bayern nahmen, lässt sich mit Bestimmtheit nicht nachweisen. Es scheint aber nach verschiedenen Anzeichen, der Zug zuerst südlich, etwa vielleicht der March oder der Moldau entlang, zur Donau, dann im Donauthal und seinen Seitenthälern aufwärts gegangen zu sein. Vor dem alten Römerlager Passau war die Hauptschar noch vereinigt; nur kleinere Abteilungen blieben zurück, so z. B. im Ennsthale, das schon früh bis hoch hinauf besiedelt scheint. Von der Ilz ab breitet sich das wandernde Heer mehr und mehr aus; zunächst am Südabhang des bayerischen Waldes. Bald trennte sich der grössere Teil ab und überschritt die Donau, um das flache, offene Land weithin zu überziehen. Die Scharen nördlich der Donau rückten den Höhen entlang stromaufwärts, überschritten vor Straubing gleichfalls das Wasser, und breiteten sich zwischen Donau, Isar und Abens aus. Einzelne Abteilungen traten bei Regensburg wieder auf das linke Donauufer und zogen hier den Flüssen Regen, Naab, Altmühl entlang; der grösste Haufe scheint, vom Thal des Regens angezogen, sich um Cham niedergelassen zu haben, die letzte ausgedehnte Niederlassung im Nordwesten ist wohl um Ingolstadt erfolgt; kleine Scharen haben von hier aus nochmals die Donau überschritten und kamen der Ilm entlang zur Sesshaftigkeit.

In den nächsten Jahrzehnten nach der ersten Besetzung begann wohl schon die Jahrhunderte andauernde Ausbreitung im Innern, wie an den Rändern des Bayerlandes, bis an die Grenzen, der Slawen, Romanen, Ostgoten (an deren Stelle später die Longobarden treten), Alemannen und Thüringer. In den Grenzen des heutigen Bayerns umschlossen die Eroberer, wie oben gezeigt wurde, an vielen Stellen Reste der früheren Bevölkerung. Südlich der Donau römische Provincialen — Walchen

hiessen sie bei den Deutschen —, im Norden stammverwandte Siedler, zumeist wohl Thüringer. Während südlich der Donau die Walchen kaum bemerkbaren Einfluss auf die Sprache ihrer Beherrscher ausüben konnten, auch am bayerischen Wald und am Regen die fremden Einflüsse wenig mächtig waren, scheinen nördlich des Pfahles, in den weiten Strichen an der Naab, Vils, Laber (soweit als die ältesten bayerischen Ortsnamen, die auf *ing*, sich nur spärlich finden), die Mischung stärker und stärker geworden zu sein, je weiter man nach Norden und Westen vordringt. Aber der herrschende Stamm drückt der Gesamtheit und ihrer Sprache sein Gepräge auf, und auch die weit vorgeschobenen jungen Niederlassungen am Fichtelgebirg, an der Eger sind Bayern so gut, wie die buntgemischte Bevölkerung Niederösterreichs. Ganz dünn, aber doch in der Sprache noch bemerkbar sind die bayerischen Siedlungen weiter nordwärts an der Elster und am Frankenwalde. Am Westrand lässt ein bald schmaler, bald breiterer Streifen Grenzgebiet Zweifel. Am fränkischen Jura und an der Pegnitz halten sich fränkische und bayerische, an der schwäbischen Rezat und Altmühl, zwischen Lech und Ammersee schwäbische und bayerische Eigentümlichkeiten nahezu die Wage. Erst eine genaue Musterung des Sprachschatzes in den Mittelgegenden kann zur bestimmten Scheidung führen.

Die Slawen waren anfangs von den Bayern durch Wald und Berg getrennt; dass auch sie aber mitten in bayerisches Land hereindrangen und zwischen den Deutschen sich friedlich niederliessen, zeigen die nach Norden hin immer dichter auftretenden slavischen Ortsnamen, von denen die auf *itz* am leichtesten erkennbar sind. Diese dürften aber auch so ziemlich die einzigen Spuren von ihnen in der Sprache der Oberpfalz sein. Die Grenze der bayerisch-oberpfälzischen Mundart in der Gegenwart veranschaulicht die beigegegebene Karte. Die Mischgebiete sind durch Punkte ausgefüllt.

Im Westen schliessen sich diesseits und eine Strecke

weit auch jenseits der Donau die Schwaben an die Bayern an. Über sie haben wir etwas bestimmtere Nachrichten. Die Leute zwischen Lech und Vogesen heissen freilich bald Schwaben, bald Alemannen, sodass man leicht irre werden könnte, aber dennoch ist ihre letzte Wanderung ziemlich klar, und der Ursprung des Kernvolkes scheint Zweifeln nicht mehr unterworfen zu sein.³⁾ Die Sueven (*Suēbi* ist die ältere Form für Schwaben) reichten zu den Zeiten des Tacitus bis an die mittlere Elbe und über sie hinaus. Der Hauptstamm derselben, der der *Semnonen*, wanderte noch vor der grossen allgemeinen Wanderung südwärts und erschien im dritten Jahrhundert in den *agri decumates*, am unteren Main und Neckar; er nahm das Land trotz des römischen Widerstandes ein und breitete sich bald nach Norden, Süden, Osten und Westen aus. Das Rheinthal abwärts, seine Seitenthäler aufwärts reichen die alemannischen Siedlungen weithin; auch gegen Osten hin schoben sich die Alemannen, allmählich sesshafte Bauern, vor bis zur Wörnitz und Rezat, am Main weit über Würzburg hinaus. Die Niederlage vom Jahre 496 gegen die Franken setzte den Dorfgründungen nordwärts ein Ende, und die letzten Wanderzüge, sowie ein Teil der bereits sesshaft gewordenen Alemannen zogen sich aus dem nun mächtig ausgedehnten Bereich der Frankenherrschaft nach dem Süden zurück und fanden Aufnahme in der Gegend zwischen der Donau und den Alpen, in den Vorlanden des ostgotischen Reiches. Jetzt wurde das Land zwischen Bodensee und Iller dicht bevölkert, jetzt drangen einzelne Haufen über die Wörnitz der Altmühl zu, über Iller und Donau in unser bayerisches Schwaben; die ersten Schwabensiedlungen zogen sich zwischen Donau, Lech und Iller, wie schmale Fäden den Flussläufen entlang aufwärts, wo noch, wie in Bayern, an vielen Orten rhätisch-römische Bewohner ihre Nachbarn wurden.

Wahrscheinlich trafen die vordersten Haufen der Schwaben an der Altmühl, am Lech auf die Spitzen

des Bayernheeres, und beide Stämme berührten sich so schon am Schluss der ersten Besiedlungsperiode. Sicher rückten sie beim späteren Ausbau Seite an Seite, ja im Norden bei Eichstätt, im Süden am Ammersee, ist es jetzt nicht mehr möglich, genau anzugeben, wo der eine Stamm anfängt, der andere aufhört; am unteren Lech sind die ältesten Orte wahrscheinlich auch auf der rechten Seite von Schwaben begründet, wenn auch die enge Umschliessung durch bayerische Zuzügler und die staatliche Verbindung mit Bayern den nördlichen Lechrain bayerisch überfärbt hat.

Man pflegt vielfach auf grund des Sprachgebrauches der alten Geschichtschreiber nicht bloss im allgemeinen, sondern auch innerhalb des bayerischen Schwabens eigentliche Schwaben und Alemannen zu unterscheiden; es will aber nicht gelingen, eine durchaus trennende Grenze zu ziehen, und es hat die Ansicht viel für sich, dass beide Namen, nicht nur in alter Zeit, vor der endgiltigen Ansiedlung, sondern auch nach dieser, immer den gleichen Stamm bezeichnet haben.

Nördlich von den Schwaben, nordwestlich von den Bayern, liegen die fränkischen Kreise, Teile des alten Herzogtumes Ostfranken. Nun lässt sich aber eine Einwanderung der Franken an den oberen Main und die Rednitz ähnlich der der Schwaben und Bayern aus den geschichtlichen Quellen nicht nachweisen. Nur am Rhein und jenseits des Rheines, z. B. in der Pfalz, sind Franken und Hessen in breiten Massen vorgerückt und haben dort die Erbschaft der Römer, der Alemannen und Burgunder angetreten. Im Osten herrschte noch beim Abschluss der Völkerwanderung, wie oben erwähnt, das Thüringervolk; weit herein, bis Würzburg und Ingolstadt, finden sich als Zeugen seiner Ausbreitung thüringische Ortsnamen auf *—leben*; unter seiner Herrschaft mögen Reste der Burgunder und andere Stämme hier gehaust haben. Vom Südwesten her schoben sich jetzt über die Tauber, Würnitz und obere Altmühl Ausläufer der Schwabensiedlungen in das Land, vom

Südosten und Osten Bayern, vom Nordosten her Slawen. Ein grosser Teil aber, zumal am oberen Main, war gänzlich unbewohntes Waldland. Seit 531 nun ist unser Gebiet nicht mehr den Thüringern unterthan, sondern den Franken: alles Land zwischen dem Rhein, Rhön, Fichtelgebirg, Pegnitz, Rezat und der Nordgrenze der Schwaben von Wassertrüdingen bis Rastatt, sowie die Gegend zwischen Wörnitz und Altmühl fast bis zur Donau wird fränkischem Einfluss eröffnet, der Ausbau des Landes für fränkische Herren und vielfach auch von fränkischen und wohl auch hessischen Kolonen weitergeführt. Das ganze Land erhielt den Namen *Franconia*. Im Westen, am Rhein hin überwog die hier geschlossen einrückende fränkische, über die nur ausnahmsweise zurückgebliebene alemannische Bevölkerung. Odenwald, Spessart und Fulda grenzen das reinere Fränkisch, Westfranken, nach Osten ab. Die Zusammensetzung der Bevölkerung in Ostfranken — so nannte man das obere Mainland — war, wie oben gezeigt wurde, eine buntere; ausser den kleinen burgundischen Resten sind thüringische, schwäbische, bayerische und hessisch-fränkische Elemente in ihr vereinigt; dazu kommt vom oberen Main her ein starker Zufluss von Wenden, die sich allmählich bis zur oberen Altmühl herein schieben.⁴⁾ Die reinste fränkische Einwohnerschaft dürften wir hier wohl in der Mitte zu suchen haben, da, wo die Ortsnamen auf *ing* und *ingen* so gut wie ganz fehlen. Übrigens wuchsen die mannigfaltigen Bestandteile bald zu einem Ganzen zusammen, das trotz aller Zersplitterung in späterer Zeit doch immer noch einen bestimmten geographischen und politischen Begriff darstellte, auch die bunt gefärbte Sprache Frankens zeigt schon bald einen geschlossenen Typus, der in wichtigen gemeinsamen Eigentümlichkeiten von der Umgebung, z. B. vom Thüringischen, sich scharf abhebt. Die Slawen wurden in den entlegensten Waldthälern wohl erst im 13. Jahrhundert vollständig germanisiert, auf dem platten Lande schon Jahrhunderte früher.

Nicht das ganze bayerische Frankenland gehört zu Ostfranken; das Stück westlich vom Spessart (um Aschaffenburg, Miltenberg) war west- oder rheinfränkisch, ein kleiner Winkel bei Teuschnitz (ehedem zu Bayreuth gehörig) wird als thüringisch wenigstens der Sprache nach bezeichnet.

Die Bevölkerung der Pfalz ist im Bisherigen schon gestreift. Sie setzt sich aus Alemannen und Franken zusammen, welche die kleinen aus der Römerzeit übriggebliebenen Inseln fremdsprachiger Bewohner bald sich anglichen. Die Pfälzer Mundart ist vorwiegend fränkisch gefärbt; im Süden macht sich das Alemannische mehr geltend, im Südosten, um Blieskastel herum, hört man rein alemannische Klänge.

Überblicken wir nun die sprachlichen Verhältnisse des gesamten Bayerlandes, wie sie sich aus der Zusammensetzung der Bewohnerschaft ergaben, so fällt uns zuerst auf, dass ungemischte Mundart sich südlich der Donau allenthalben, ausser am Lechrain, am nördlichen Ufer aber nur in geringer Entfernung vom Strome findet. Nach allen Seiten sind die Mundarten Bayerns durch ihren Ursprung enge mit den Nachbarmundarten verbunden, nämlich die bayerische mit der tiroler, salzburger und österreichischen, die oberpfälzische mit denen des Böhmerwaldes und des südlichen Egerlandes, die ostfränkischen mit denen des nördlichen Egerlandes, des sächsischen Voigtlandes, des südlichen Thüringens, dem württembergischen Fränkisch, das Aschaffener Fränkisch mit den Mundarten von Hessen-Darmstadt, Nassau und der Rheinpfalz. Das Schwäbische endlich weist westwärts nach Württemberg zu seinen Verwandten, südwärts nach Vorarlberg und der Schweiz. In der Pfalz könnten wir wohl von Vorwiegen des Rheinfränkischen sprechen, der Südosten bildet aber ebenso entschieden eine Brücke nach den Elsässer Alemannen, als der Nordosten nach dem Moseldialekt (Mittelfränkisch im sprachgeschichtlichen Sinn) hinführt.

Im übrigen lasse ich die beigegebene Karte sprechen.

Die Mundarten nun, welche in Bayern vereinigt sind, gehören alle einer grossen Gruppe an, der südlichen Abteilung des Westgermanischen; die übrigen Glieder dieser Abteilung sind die hessisch-thüringischen Mundarten, die im Osten der Saale und Elbe gesprochenen (die obersächsische und die schlesische); ihnen nahe steht auch das mittlere und niederländische Fränkisch den Rhein hinab; dagegen verbinden sich die nördlichen Mundarten zwischen dem Dollard und Memel mit dem Englischen zu einer zweiten Gruppe des Westgermanischen. Beiden stehen die nordischen Sprachen (Isländisch, Norwegisch, Dänisch, Schwedisch, Färöisch) und das Altgotische, als Nord- und Ostgermanisch gegenüber.

Natürlich darf zur Begründung der Verwandtschaftsverhältnisse nicht z. B. das Altbayerische oder Oberpfälzische mit irgend einer fremden, modernen Schriftsprache oder einem ferne liegenden Dialekt oder gar mit der geschriebenen Form einer anderen germanischen Sprache verglichen werden. Es ist ja richtig, dass beispielshalber englisch *oath* und altbayerisch und niederschwäbisch *oat* Eid, dass der englische Artikel *a* oder *an* und der bayerisch-fränkisch-schwäbische *a*, geschichtlich betrachtet, gleich sind, dass das plattdeutsche *à* dunkel gesprochen wird, wie das fränkische und bayerische, das im Isländischen *ā* (in *hár*)⁵ gerade so lautet, wie im Schwäbischen (*haur*), »*brod*« im Fränkischen, wie im Friesischen (*brad*). Aber man würde gewaltig irre gehen, wollte man aus solchen einzelnen Erscheinungen auf besonders nahe Verwandtschaft der verglichenen Sprachen und Mundarten schliessen. Dies ergibt sich, wenn die Bezeichnung »Verwandtschaft« ein richtiges Bild ist, aus dem Begriffe der Verwandtschaft allein schon. Diese wird näher, je weiter man in der Zeit zurückgeht. Betrachten wir nun aber z. B. *oath* und *oat* genauer, so finden wir, dass die Übereinstimmung nur ganz äusserlich und zufällig ist; *oa* in *oath* lautet nicht *oa*,

sondern $\bar{o}$ und lautete immer so, solange überhaupt o in der Silbe gesprochen wurde; vor tausend Jahren stund $\bar{a}$ an der Stelle, während in Bayern früher $\bar{a}et$, noch früher ait und eit gesprochen wurde; es rückt also das Bayerische z. B. dem jetzigen Obersächsisch ($\bar{e}t$), von dem es jetzt so weit absteht, das aber noch im 15. Jahrhundert die Form eit hatte, viel eher nahe, etwa um 1300, als dem Englischen, welches sein ai schon um 500 durch $\bar{a}$ ersetzt hat.

Irrtümer liegen auch auf dem Wege, wenn man zur Erklärung einer Form der Gegenwart ohne weiteres in eine alte Sprache greift; so etwa zur Beleuchtung des Bayerischen oder Oberpfälzischen in das Gotische; erst wenn die ältesten Stufen der nächstliegenden Sprache erreicht sind, darf auf eine, und zwar zuerst nur auf die nächst verwandte hinübergegriffen werden. Sehen wir zu, welche Hilfsmittel uns für die Mundarten Bayerns zu gebote stehen. Man teilt bekanntlich die Geschichte der deutschen Sprachen in drei Perioden; die althochdeutsche (ahd.), mittelhochdeutsche (mhd.) und neuhochdeutsche (nhd.); die erste reicht bis um 1150, die zweite bis um 1500.

Aus den ersten Jahrhunderten der Sesshaftigkeit haben wir nun keine Sprachdenkmäler; im achten beginnen sie ganz allmählich aufzutauchen und mehren sich mit einigen Unterbrechungen von Jahrhundert zu Jahrhundert. Aus der althochdeutschen Zeit besitzen wir für das eigentliche Bayern und die Oberpfalz Denkmäler aus Freising, Tegernsee, Windberg bei Bogen, St. Emmeran (Regensburg), Weihestephana, Benediktbeuren, Wessobrunn, Indersdorf, Ebersberg; in zweiter Linie kommen für uns auch die Werke und Handschriften aus Österreich in betracht. Dazu gesellen sich Urkunden aus verschiedenen Gegenden Altbayerns, die wenigstens bayerische Orts- und Personennamen in deutscher Form darbieten. Bayerisch Schwaben ist an hervorragenden Denkmälern in alter Zeit noch ärmer, als das ostlethische Land; eigentlich nur ein paar kleinere, nicht gar alte

Stücke aus Augsburg sind zu nennen, sonst müssen lateinische Urkunden, und nicht eigentlich schwäbische Werke aus Reichenau, St. Gallen und anderen alemannischen Orten dazu helfen, uns ein Bild des Altschwäbischen zu entwerfen. Besser steht es in Franken. Aus Würzburg, Bamberg, Hamelburg haben wir alte, wenn auch kleine Denkmäler, aus Fulda, das ja zwar nicht zu Bayern, wohl aber zu dem Dialektgebiet von Würzburg und Bamberg gehört, auch umfangreiche Werke und sehr alte Urkunden. Die Pfalz und das Spessartland hat nichts dergleichen aufzuweisen, auch hier müssen die nördlich und südlich anstossenden Gegenden aus- helfen: Weissenburg und die Wormser Umgebung, wo ja allerdings wichtige Sprachdenkmäler entstanden sind.

Schon in der althochdeutschen Zeit können wir mit den dürftigen Hilfsmitteln ganz besondere Übereinstimmungen der Mundarten im diesseitigen Bayern aufdecken, und das Rheinfränkische der Pfalz steht nur unbedeutend von jenen ab. Die allerältesten Überlieferungen scheinen dem allerdings zu widersprechen. So finden wir z. B. in Bayern den Namen Rudolf als *Hrodolf*, in Alemannien als *Ruadolf*, in Franken als *Hruodolf*, *Chrodulf*, einen anderen Namen in der Form bayerisch *Otker*, alemannisch *Autkarius* und *Otgaer*, fränkisch *Otger* und *Othgerus*. Aber die Unterschiede dieser Formen liegen zumteil nur in dem orthographischen System, zumteil stellen sie nur die verschiedenen Durchgangsstufen einer über ganz Oberdeutschland ausgedehnten Umwälzung dar. Am Ende dieser Umwälzung heissen die Namen, ohne dass die Aussprache überall ganz gleich gewesen wäre, überall *Otker*, *Ruodolf*. Sehen wir nun aber von den vorübergehenden Unterschieden ab und fassen die bleibenden Übereinstimmungen ins Auge, so finden wir, dass alle diesseitigen Mundarten durch die gleichartigen Veränderungen der stummen Konsonanten, die sich zumteil vor unseren Augen und nach Jahrzehnten bestimmbar in den Urkunden vollziehen, enge verbunden sind. Überall sonst in der germanischen Welt heisst es z. B.

brik, obd. *brich*, überall *hlaupan*, obd. *hloufan*; überall hat man *p. k. t.* in lateinischen Lehnwörtern unberührt gelassen, sagte also *biscop*, *kirika*, *acit* oder *atic*, obd. *biscof*, *kiricha*, *ezzich* (d. i. *efsich* Essig). Wenn wir aber im Bayerischen und Alemannischen *kot*, *kepan* lesen, im Ostfränkischen *got*, *geban*, so ist hier der Unterschied kaum grösser, als heutzutage gewesen, und nur die Schrift, welche Zwischenstufen auszudrücken sich gar nicht oder vergeblich bemüht, lässt ihn so gross erscheinen.

Die Änderungen an den Konsonanten, die den oberdeutschen Mundarten Bayerns gemeinsam sind, werden als zweite Lautverschiebung bezeichnet. Diese bestand darin, dass 1) alle Tenues (*k, t, p*) nach Vokalen zu Spiranten (*ch, sz, f*), oder zu sog. Affrikaten (*kch, tz, pf*) wurden; an diesem Vorgang nahm auch das fränkische der Pfalz, doch nicht völlig, teil; es wurden also z. B. das gotische *wakan* wachen, *sat* sass, *hrōpjan* rufen, oberdeutsch und pfälzisch zu *wachan*, *sasz* (*saz*), *hruofan*, gotisch *sakkus* Sack, *skatt* Schatz, älteres *huppian* hüpfen, lateinisches *cuprum* obd. *skatz*, *hupfan*, *chuphar*, in der Pfalz zu *sakk*, *skatz*, *chuppar*, *huppan*. 2) anlautende Tenues zu Affrikaten oder Aspiraten (*kh*), also *kunnan*, *twai*, *pund* obd. *kchunnan* (in Bayern kaum zu *chunnan*), *zwei*, *pfunt*, in der Pfalz blieb *kunnan*, *pund*, aber *twai* wurde auch hier zu *zwei*. Zur Pfalz stellt sich fast durchweg das Aschaffenburgische Land. Übereinstimmung herrscht sodann zwischen dem rechts- und linksrheinischen Bayern in der Erhaltung vieler *m* und *n*, die im Niederdeutschen fehlen: es heisst hier *ûs*, *gâs*, *fîfe*, *sîd*, wo wir im Althochdeutschen *uns*, *gans*, *fimfi*, *sund* (Süden) haben. Endlich trennt sich das Bayerische mit seinen Schwestermundarten vom Norden durch die Behandlung des aus *f* entstandenen *r* in *wir*, *dir*, *mir*, *ir*, wofür es im Niederdeutschen *wi*, *di*, *mi*, *ji* heisst.

Das gleiche Verhältnis besteht bei den Vokalen. In unserer Sippe, Mittelfränkisch und Hessisch-thüringisch eingeschlossen, allein bleiben altes *au* und *ai*, die uns

zur Erkenntnis der Vorgeschichte einzelner Worte so förderlich sind, in vielen (und zwar überall in den gleichen) Fällen bewahrt. So ist zwar altes *auro*, gotisch *auzô*, lateinisch *auris*, zu *ôra*, Ohr, *aiwîg* (verwandt mit lateinisch *ae-ternus*, griechisch $\alpha\iota\omega\nu$), zu *êwîc*, gotisch *laisian* zu *lêran* geworden, wie im Niedersächsischen, aber *auga*, *auch*, *baum*, *laiten*, *stain*, *kaiser* haben ihren Diphthong bewahrt, während es im Niedersächsischen *ôga*, *bôm*, *ôk*, *lêdan*, *kêsur*, *stên*, im Friesischen, *âge*, *bâm*, *âk*, *stên*, *lêda*, im Angelsächsischen, *êage*, *êac*, *bêam*, *lædan*, *stân*, *câser* hiess. Das Gotische und Altnordische übertreffen in unserem Falle die suevisch-fränkischen Mundarten an Altertümlichkeit, denn unserem *gôz* goss entspricht z. B. gotisch und altisländisch *gaut*. Ihre eigenen Wege sind die Sueven-Franken auch in der Zerdehnung alter *ê* und *ô* in *ia* und *uo* gegangen; es ist also im Bayerischen, Schwäbischen, Fränkischen *hêr* hier, *spêgal* d. i. lateinisch *spēculum*, *têgal* d. i. lateinisch *tēgulum*, *Kônrrâd*, *brôdher* zu *hiar*, *spiagal*, *ziagal*, *Chuonrrât*, *bruoder* geworden, während die niederdeutschen und nordischen Mundarten *ê* und *ô* rein erhielten.

Ein wesentlicher Teil der alten Laute ist uns für immer entrückt, das, was man *accent* zu benennen pflegt. Nicht der Wortton, dessen Stelle fast durchweg die gleiche war, wie jetzt, sondern die Wort- und Satzmelodie, die noch mehr als einzelne Laute und Formen die Landsmannschaft des Sprechenden erkennen lässt. Natürlich ist auch die Färbung und Stärke der Einzelaute in der Schrift nur annähernd wiedergegeben, und wir kommen, wenn überhaupt, erst auf langen oft schwierigen Umwegen zur genaueren Erkenntnis der feineren Dialektmerkmale. So scheint z. B. sicher, dass in althochdeutscher Zeit ein Unterschied zwischen *b* und *p* im Wortanlaut den Mundarten Bayerns fremd war; dass *d* und *g* nicht mehr tönende Laute (wie heute noch in Norddeutschland) waren, dass *e* in *legan* und in *gelegan* (»legen« und »gelegen«) in unserem

Hieronimus Wolsius beider Spra⁹⁰
chen Professor zu Augspura.



Heringen im Rieß mein Eburiß Statt ist/
Nach vil Ranßn z Augspurg blieb ohn list/
Lehr da vnd schreib vil guter sachen/
Solchs thut mein Nam vnsterblich machn.
Starb im Jar. 1 5 8 0. M ij

ganzen Gebiet verschieden klang, dass $\bar{e}$ und $\bar{o}$ nicht reine Längen waren u. dgl.

Dass die Beugungsformen die nahen Beziehungen zwischen unserem Sprachgebiet widerspiegeln, lässt sich von vornherein vermuten. In der That kennt z. B. nur das suevisch-fränkische Adjektivum die Endung *er*: *grôzêr man*; setzt sich nur in ihm auf deutschem Boden die alte Neutralendung **at** (lateinisch **ud** in *aliud*) als *az* fort: es heisst *grôzaz hûs*, niederdeutsch *grôt*, angelsächsisch *grêat hûs*. Im Zeitwort kennt das Oberdeutsche drei Formen in der Mehrzahl, *wir gebam* (oder *gebamês*), *ir gebat*, *si geband*, während es z. B. angelsächsisch heisst *wi*, *gi*, *thâ giefath*.

Noch entschiedener als die Formen müsste der Wortschatz der vier Mundarten Bayerns ihre Zusammengehörigkeit beweisen, aber um das Verhältniss in festen Zahlen ausdrücken zu können, muss erst einmal der hochdeutsche Wortschatz vollständig gesammelt und gesondert vorliegen. Ein paar Hinweise müssen hier einstweilen genügen. Das Wort *bahho* Backen ist nur dem Süden eigen, ebenso *piunta* Peunt, abgegrenztes Grundstück, noch heute in vielen Namen erhalten, *haba* Habe, *angust* Angst, *antlaz* in der Bedeutung Vergebung, *pluostar* Opfer, *frewida* Freude, *gadingi* in der Bedeutung Hoffnung, *barch* Schwein, *fluzz* Fluss, *girida* Begierde, *glanz*, *klingo* Schlucht (in Ortsnamen noch erhalten), *gilâri* Wohnung, *ano* Grossvater, und manche andere Hauptwörter, darunter besonders Personennamen; von Adjektiven des Oberdeutsch-Fränkischen fehlt dem Niederdeutschen z. B. *bôsi* böse (in jüngeren niederdeutschen Schriften erscheint es als Lehnwort), *brôdi* bröde, *fruo* frühe, *blûg* schüchtern, *duruhnôht* vollständig, von Fürwörtern *er si ez*, *jener*, *dehein ullus*, keiner, *sich*, alle Verbindungen mit etc., von denen im Neuhochdeutschen z. B. *etlich*, *etwas*, *etwa*, mundartlich *epper*, *eppes*, *eppa*, *eppet* fortleben, von Verben z. B. *bâjan* bähnen, *klagan*, *chnupfan*, *luogên* lügen, *slîhhan* schleichen, *hengian* erlauben (daher unser

Verhängnis), *lîdan* leiden u. a. Dazu kommt, dass umgekehrt auch die sämtlichen niederdeutschen Dialekte Worte besitzen oder besaßen, welche den oberdeutschen soweit wir zurückblicken, fremd sind, so die folgenden, die ich in der angelsächsischen und altsächsischen Form anführe: *geofon*, *gebhan* Meer, *heofon* *hebhan* Himmel, *ealu alo* Bier, englisch *ale*, friesisch *bê*, altsächsisch *beo* Ernte, *earu aru* bereit, *aedhre adro* frühe, *bycgan buggean* kaufen (englisch *buy*), *fÿsan fÿsian* eilen u. a.

Ist somit der Abstand des Suevisch-Fränkischen — und zwar des gesamten Fränkischen bis zum Niederrhein — vom Niederdeutschen deutlich erkennbar, ja steht sogar in manchen Dingen auch das Gotische und Nordische auf der Seite des ersteren, so ergibt sich doch bei genauerem Zusehen, dass die zwei in sich geschlossenen deutschen Gruppen wieder eine Einheit gegenüber allen übrigen Germanen bilden. Die Übereinstimmungen zwischen dem Norden und Süden sind unendlich viel zahlreicher, als die Verschiedenheiten. Ich will von gemeinsamen Lautveränderungen und Lauterhaltungen ganz schweigen, die einen scharfen Riss zwischen West- und Ostgermanen bedingen, sondern nur eine kleine Liste von Worten und Bildungen anführen, die im Westgermanischen sich in beiden Gruppen finden, im Gotischen und Nordischen dagegen fehlen: ahd. *itis*, ags. *idis* Frau, *kela ceole* Kehle, *qualm cwealm* Tod, *lenzo lencten* Lenz, *buosam bôsm* Busen, *abunst* Missgunst, *âtum æðm* Atem, *bismer* Spott, *âband*, alts. *âband* Abend, *biladi*, alts. *bilidhi*, fries. *bild*; *grôz grêat* *grôt* gross, *biderbi bidherbi*, *bidhyrfe* nützlich, bieder, vor allem aber die Zeitwörter *tuan*, *dôn* thun und *mahhon macjan* machen. Die Liste wäre leicht zu vermehren und ihr Gewicht durch den Hinweis auf gleiche Formen in der Konjugation und Deklination erheblich zu verstärken.

So kann von einer Verteilung des Westgermanischen oder gar der Mundarten Bayerns auf verschiedene Hauptgruppen des Germanischen nicht die Rede sein.

Man hat die Vermutung ausgesprochen, die Bayern oder wenigstens die Oberpfälzer seien ihrer Mundart nach von den Schwaben und Franken zu sondern und zu den Goten zu stellen. Der Mangel oberpfälzischer Denkmäler aus althochdeutscher Zeit begünstigt solche Annahmen. Für das bayerische Gebiet ist ihre Widerlegung leichter gemacht. Vergleichen wir etwa die alemannischen Psalmenübersetzungen, zumal die Notkers mit den bayerischen Abschriften oder den unabhängigen bayerischen Übersetzungen aus Wessobrunn, Windberg, St. Nikolaus in Passau, so zeigt sich, dass die Worte, die von den Bayern bevorzugt wurden (und zumteil heute noch in Bayern fortleben), nicht nur dem Gotischen oder Altnordischen nicht näher stehen, als die alemannischen, sondern öfters umgekehrt, und dass die bayerische Form öfter den niederdeutschen, also westgermanischen Formen enger verwandt ist, als die alemannische. So zieht der bayerische Schreiber *antlaz*, der alemannische und fränkische *ablaz* vor, das letztere ist im Gotischen und Nordischen als *aflêts* und *aflât* bekannt, das erstere nirgends. Der Bayer schreibt *alter*, der Alemanne *alti* (das Alter), das Gotische kennt nur das letztere, das Altnordische beides, ebenso das Angelsächsische und Altsächsische. Ein Beweis für die nähere Beziehung des Bayerischen zum Gotischen lässt sich eben aus der althochdeutschen Überlieferung nicht bringen. Es steht dem Alemannischen am nächsten⁷⁾, beiden schliesst sich das Fränkische an und dieser ganzen südwestlichen Gruppe die nördliche (zu der auch das Angelsächsische ursprünglich örtlich gehört), und zwar so, dass das Altsächsische des Heliand die Brücke vom Suevisch-Fränkischen zum Friesischen und Angelsächsischen bildet.

Kehren wir nun wieder zu unserem engeren Gebiet zurück, lassen wir von den nächsten Verwandten die Hessen, Thüringer, die Franken nördlich der Nahe und Lahn bei Seite, und betrachten wir die Sprache des nunmehr bayerischen Landes. Sie stellt sich als ein

Einheitliches, Ganzes nach aussen dar, zeigt aber schon in der althochdeutschen Zeit bestimmt trennende Dialektunterschiede in Formen und Wortvorrat. Nicht nur, dass die oben besprochene zweite Lautverschiebung im Norden und Westen weniger entschieden sich vollzog — bayerisch-alemannisch sprach man *taga* Tage, ostfränkisch *tagha*, rheinfränkisch *dagha*, im diesseitigen Lande *pfunt*, in der Pfalz *punt*, — sondern es machen sich auch sonst schon da und dort in der Lautgestaltung auseinanderstrebende Neigungen geltend; dazu kommen verschiedene Beugungsformen, und was am tiefsten geht, und seinen Grund in der langen staatlichen Sonderentwicklung hat — alte Unterschiede im Wortschatz und in Wortbildungsmitteln. So wird, um zu dem oben schon Angeführten nur noch ein paar Beispiele zu geben, im Bayerischen mit Vorliebe *frewida* oder *frouwida* Freude gebraucht, im Alemannischen *frewi*, im Bayerischen *lîhhamo* Leichnam, im Alemannischen *lîhhamo*, dort *urteili*, hier meist *urteilida* Urteil, im Fränkischen beides; weiter: diesseits des Leches gewöhnlich *antlutzi* Antlitz, jenseits *antlutti* (ein ganz anderes Wort, dem gotischen *liuda* Gesicht zu vergleichen), im Rheinfränkischen *annuzzi* und *antlutti*; im Bayerischen *ubarâzili*, *ubartrunchili* Übermass im Essen, im Trinken, sonst andere Bildungen. Ganz scharf wird sich der Wortschatz der althochdeutschen Zeit wohl nie trennen lassen, da die Schriftsteller und Abschreiber von einander beeinflusst auch einmal Worte einer anderen Mundart sich in die Feder kommen liessen; bei vielen Worten kann auch die heutige Mundart keinen Aufschluss mehr geben, so z. B. darüber, ob *haren* was in bayerischen Denkmälern oft durch *ruofen* ersetzt wird, in Altbayern überhaupt unbekannt war, wie es jetzt unbekannt ist, während es im Alemannischen, Fränkischen und Gotischen geläufig war, im Algäu heute noch gebraucht wird.

Die besten Dienste, um solche Fragen annähernd zu lösen, muss uns der mittlere Zeitraum leisten, der mittelhochdeutsche; die mittelhochdeutschen Denkmäler

sind aber noch lange nicht genug für die Geschichte der Mundarten ausgenützt. Freilich ist die Ausnützung auch mit nicht geringen Schwierigkeiten verknüpft, denn die Volkssprache, die Mundart schimmert in den meisten Quellen nur durch eine verfeinerte Sprachform durch. Dafür ist die Menge und der Umfang der Sprachdenkmäler so ergiebig, dass wir uns über die Sprachzustände in Bayern trotzdem gut belehren können. Der erste genauere Blick auf das Vorhandene zeigt uns nun, dass wir in der Entwicklung der Sprache im späteren Mittelalter zwei Perioden unterscheiden müssen. In der ersten nähern sich die oberdeutschen Mundarten, in der zweiten, die, soweit die Volkssprache in Frage kommt, noch heute sich fortsetzt, gehen sie wieder auseinander. Die Absonderung geschieht in den verschiedenen Landesteilen nicht zu gleicher Zeit und hält sich nicht durchweg an die alten Stammesgrenzen. Man kann sagen, keine einzige wichtige Neuerung ist nur einem Stamme und diesem in seiner ganzen Ausdehnung eigen. Es zeigt sich so recht, wie Sprachänderungen innerhalb eines grösseren Ganzen an beliebiger Stelle auftreten, und sich von ihr aus nach einer oder mehreren Seiten hin wellenförmig ausbreiten und schliesslich ersterben. So die Wandlungen des alten Diphthongen *ai* in *laid*, *kain*. Die Formen *lâed*, *kâen* ziehen ihre Kreise über das Bayerische ins Schwäbische hinüber, *koin loit* haben ihren Mittelpunkt in Schwaben, füllen aber nicht ganz Schwaben und treten weit davon entfernt auch in der Oberpfalz auf; *kân*, *lâd* reichen von der nördlichen Oberpfalz bis ins Nordschwäbische hinüber, endlich *lêd* und *kên* dehnen sich über das ganze Land vom Main und Rhein bis zur Ostsee.

Die Quellen, aus denen wir die beiden Perioden kennen lernen, sind ungleich an Umfang und an Wert. Für die erste, die in Bayern bis etwa 1250, in Schwaben bis 1280, in Ostfranken bis 1300 reicht, in der Pfalz sich nicht leicht abgrenzen lässt, stehen uns nur wenige bestimmt datierbare Werke zu gebote. Die bayerischen

Lande haben ja rühmlichen Anteil an der mittelhochdeutschen Litteratur, aber weder Wolfram von Eschenbach, noch sonst ein ihm gleichzeitiger Dichter Bayerns hat uns seine Werke in eigenen Niederschriften hinterlassen. Die uns erhaltenen Handschriften stammen aus späterer Zeit, und die Sprache derselben ist mehr oder weniger von der Mundart des Abschreibers beeinflusst. Die philologische Wissenschaft hat nun freilich die Sprache der grossen Dichter der Blütezeit mit den ihr verfügbaren Mitteln wiederherzustellen versucht und hat ihr Ziel annähernd erreicht, aber gesetzt auch, dass man durch streng philologische Behandlung der Überlieferung die Urschrift der einzelnen Dichtungen völlig erneuern könnte, so wäre damit für die Kenntnis der Mundarten nicht viel gewonnen, da jene über den Mundarten zu stehen strebten. Viel wichtiger als die klassischen Werke sind für uns daher Aufzeichnungen, die von der litterarischen Strömung etwas auf der Seite lagen. Wir besitzen solche aus dem diesseitigen Bayern in kleiner Zahl; es sind vor allem Predigten und andere geistliche Schriften, Salbücher oder Urbare aus Altbayern und der Oberpfalz. Dazu treten als wichtige Hilfsmittel die lateinischen und die ersten deutschen Urkunden und Rechtsaufzeichnungen, die uns erst ermöglichen, die zeitliche Aufeinanderfolge und die örtliche Begrenzung von Spracherscheinungen genau zu bestimmen.

Überblicken wir die Sprachdenkmäler, die in Bayern von etwa 1160 bis 1260 entstanden sind, so fällt uns sofort auf dem ganzen Gebiet, die Pfalz eingeschlossen, zweierlei auf: die Verbreitung des Umlautes und die Überhandnahme der farblosen *e* in den Endungen. Überall heisst es jetzt *hören*, *swære*, *kü nec*, *hûser*, wo wir in althochdeutscher Zeit *hôren* oder *hôran*, *swâri*, *kunic*, *hûsir* haben; fast überall widerstehen dem Umlaut die gleichen Lautverbindungen: *drucken*, *rucken*, *guldîn*. Hierzu kommen noch zahlreiche andere weithin sich erstreckende Wandlungen. In Franken, Schwaben, Bayern ist z. B. *īu* zu *uī* geworden, *ziuge* zu *zuige*, *Riuti* zu

Ruit(e), überall treten Reihen von Verkürzungen der Worte gleich auf, so *ich var fahre, diu zal, vil, mer*, wo es althochdeutsch noch *faru, zala, filu, meri* hiess. Überall erscheinen Zusammenziehungen, wie *lân, hân, seit, meit, Reinhart, gît*, für älteres *lâzan, haben, saget, maget, Reginhart, gibit*, Assimilationen wie *mîme, eîme* aus *mîneme, eineme* meinem, einem, *Liupolt, Dieppold, Hômburc* aus *Liutbold, Dietpold, Hôhenburc*. Noch werden alte Besonderheiten gleichmässig fortgesetzt: so der Unterschied von *s* und *z*, *was* = war, *waz* = was; noch ist der Unterschied langer und kurzer Vokale allenthalben lebendig: *gâb* ich gab, aber *gâben* wir gaben. Noch ist altes Sprachgut allen Dialekten gemein, wie die Fürwörter *weder*, lateinisch *uter*, *eindeweder* einer von zweien, *nechein* oder *nekein* keiner. Noch sind die Deklinationen und Konjugationen und einzelne Formen gleich gestaltet, die später auseinandergehen. Noch ist z. B. der Ausgang *ingen* in Ortsnamen ebenso gut bayerisch wie schwäbisch. Aber es wäre ein Irrtum, wollte man mundartliche Unterschiede um das Jahr 1200 überhaupt leugnen. Alte tiefgreifende Eigentümlichkeiten im Wortschatz bleiben, die ungleiche Durchführung der Lautverschiebung bleibt im wesentlichen. Zumal die Pfalz steht nach wie vor vom diesseitigen Bayern ab, und in diesem zeigt der Norden weichere Formen, als der Süden. Man sprach wohl überall z. B. *tak* (in der Pfalz *dak*), *wek, lop*, aber *tages, weges, lobes* in Schwaben, *tages, weges, lowes* in Bayern, *taghes, wegghes, lowes* in Franken. In den Vokalen herrschen gleichfalls deutlich zutage tretende Unterschiede. In Bayern, Schwaben und im südlichen Franken, Teilen der Pfalz sprach man statt *ei* in *kein, geist* nun *ai: kain, gaist*, oder, wie in Bayern oft geschrieben wird, *æi: kæin gæist*, in den übrigen Teilen Ost- und Rheinfrankens *ei*. In Bayern und Franken sanken alle alten *a* zu einem Zwischenlaut *â* herab, in Schwaben nur die langen, in der Pfalz schwankte die Aussprache. Überall scheint der Umlaut von *â* in doppelter Form, mehr dem *e* oder

mehr dem *a* ähnlich, als *é* oder *è*, *á*, nirgends im Umkreis Bayerns gingen aber beide Laute so weit auseinander, wie im eigentlich bayerischen und oberpfälzischen Gebiet, wo *wärmen* fast wie *wirmen* oder *wörmen*, *schäffel* aber *scháffel* (mit hellem *a*) klang. Solche Unterschiede sind nicht, wie es nach dem eben Dargelegten scheinen möchte, immer durch die alten Stammesgrenzen abgesteckt. Kleinere Bezirke gehen oft ihre eigenen Wege, bleiben hinter der Entwicklung des Gesamtgebietes zurück, eilen ihr voraus. So geht ein Streifen Landes von der Pfalz herüber ins diesseitige Franken, wo sich die Form *keufen* (mit Umlaut) festgesetzt hat, mitten durch das Reich der unumgelauteten Form *kaufen*; so tritt neben *burger*, *rucke* da und dort auch *bürger*, *rücke* auf; so wird an einzelnen Stellen *iu* (in *híute* heute z. B.) beibehalten, an anderen zu *ū*, beides z. B. in Oberbayern, wo doch als Normalform um 1200 *ui* gelten darf. So bereiten sich gewiss schon um dieselbe Zeit manche andere Besonderheiten vor, die im Lauf der folgenden Jahrhunderte erst zutage treten.

Die Gestaltung der unbetonten Silben zeigt zwar, wie ich oben anführte, wichtige Übereinstimmungen, aber doch auch manche Verschiedenheiten. So ist zwar *e* als Durchschnittsvokal derselben zu betrachten, aber nirgends herrscht derselbe ganz ausschliesslich, am ehesten noch im südlichen und mittleren Franken; in Bayern hatte man grosse Vorliebe für *i*, sodass man *dīnis* *deines*, auf lateinisch *finis* reimen durfte, in Schwaben trat das *i* noch mehr hervor, daneben auch *u*; zumal in Oberschwaben, so in *sununtag*, *kirchun* u. s. f. Von grösster Bedeutung ist, dass noch in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts zuerst in Altbayern, dann auch, doch nicht so gründlich, in Schwaben, Ost- und Rheinfranken die geregelte Abstossung der *e* einer ganz willkürlichen Behandlung Platz machte, und schon Ungetüme, wie *gwiss*, *habn*, schüchtern in den Schriftdenkmälern auftauchten.

Ich will nicht näher ausführen, dass auch in der Deklination, Konjugation und Wortbildung die Mundarten unter sich und in sich selbst von vollkommener Einigkeit weit entfernt waren. Die Betrachtung der folgenden Periode lehrt uns dies viel deutlicher. Gegen die neuen Umwälzungen, die sich im dreizehnten Jahrhundert vollziehen, kommen, was Umfang und Bedeutung anlangt, die seit dem neunten eingetretenen fast gar nicht in betracht. Die wichtigste Neuerung ergreift zwar zuletzt fast das ganze jetzt bayerische Land, aber über zweihundert Jahre bleibt sie für Bayern und Teile Frankens eigentümlich, und andere Unterschiede kommen hinzu.

Die Quellen für die Erkenntnis der Periode der neuen Spaltungen sind, wie ich oben schon anführte, ausserordentlich reich. Von den Schriftwerken des 13. Jahrhunderts müssen viele ausgeschieden werden, welche die Klüfte überbrücken, vom Jahrhundert Ludwigs des Bayern ab sind dagegen so gut wie alle Sprachdenkmäler Zeugen der Spaltung in grössere und kleinere Gruppen, nicht alle aber geben gleich unmittelbar die Volkssprache wieder. Für diese kommen in allererster Linie die litterarisch unbedeutendsten Aufzeichnungen in Betracht, nämlich wieder die Urkunden. Jetzt aber deutsche. Seit 1220 hatte man in der Schweiz angefangen, sich in Verbriefungen der Muttersprache zu bedienen, im Jahre 1240 wird zu Kaufbeuren die erste Kaiserurkunde deutsch geschrieben, seit den siebziger Jahren geht man allenthalben zu deutschen Urkunden über. Aus allen Teilen Bayerns sind mir solche vor 1300 bekannt, so aus München und Regensburg seit 1284, aus Benediktbeuren seit 1281, aus Bamberg seit 1293, aus Würzburg seit 1289, aus Speier seit 1293, aus Zweibrücken seit 1292, aus Ulm seit 1271, aus Lindau seit etwa 1272, aus dem benachbarten Isny gar schon seit 1258, aus Augsburg seit 1273. Zu den Urkunden gesellen sich andere Rechtsaufzeichnungen: Stadtrechte, ländliche Rechtsweisungen (Weistümer), dann Chroniken, Rechnungsbücher, Tagebücher, Briefe, endlich alle Schriftwerke,

die nur einem engeren heimatlichen Kreise zur Belehrung, Erbauung, Unterhaltung zu dienen bestimmt waren. Auch einzelne gedruckte Bücher, zumal aus Bayern und Schwaben dürfen als Zeugnisse der Volkssprache gelten. Im ganzen aber nimmt seit der Erfindung des Buchdruckes die stark mundartlich gefärbte Litteratur in allen bayerischen Landen mehr und mehr ab, bis seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts wieder wirkliche Mundart in kleineren Gedichten zutage tritt. Im vorigen Jahrhundert vermehrt sich die Zahl der Dialektdichtungen, und in unserem sind sie zu gewaltiger Breite angeschwollen und Modesache geworden. Es hat sich freilich viel Uechtes eingeschmuggelt. Nicht alle Gaue haben einen Grübel, Weikert, Kobell aufzuweisen. Dutzende von mundartlichen Werken kommen der wirklichen Volkssprache weder im Gesamteindruck, noch in einzelnen Formen und Lauten nahe, sie sind hochdeutsch mit einer durchsichtigen Tünche überzogen. Die Dialektdichter vergessen vielfach, dass es keinen bayerischen, fränkischen, pfälzer Dialekt giebt, sondern bloss bayerische, fränkische, schwäbische, pfälzer Mundarten, die immer nur ein kleines Gebiet umfassen. Bloss sie leben wirklich und können dem Ausdruck von Gedanken dienen. Der bayerische Dialekt ist nur eine Abstraktion des Sprachforschers, er versteht darunter die Summe alles dessen, was den bayerischen Mundarten gemeinsam ist und sie von den Nachbarmundarten unterscheidet. Daraus lässt sich ein Wörterbuch und zur Not eine Grammatik machen, aber kein Gedicht. Die Stadtmundarten, die noch am ehesten die litterarische Vertretung eines grossen Dialektgebietes übernehmen könnten, eignen sich aber nur für eine eng begrenzte Dichtungsgattung, die komische oder parodische Dichtung. Der mundartlich redende Bauer vergiebt sich nichts, der mundartlich redende Städter steht unter, oder im Gegensatz zu seinen gebildeten Mitbürgern.

Die letzte Quelle für die Kenntniss der Mundarten sind endlich die verstreuten gelehrten Arbeiten. Sie

beginnen bereits im fünfzehnten Jahrhundert, mehren sich im sechzehnten, und seit dem Aufblühen der deutschen Philologie werden mundartliche Studien von den Meistern derselben gefördert und gepflegt und nehmen in der jüngsten Entwicklung der Wissenschaft eine bedeutsame Stellung ein. Für die bayerischen Lande kommen von einheimischen Überlieferungen aus älterer Zeit besonders die Bemerkungen des grossen Augsburger Philologen Hieronymus Wolf (1578) über das Schwäbische, des Oberpfälzers Kaspar Schopp (1626) über das Bayerische, die bayerischen Wortsammlungen des Regensburgers J. L. Prasch (geb. 1637, † 1690), in betracht. Im 19. Jahrhundert aber hat kein deutsches Land einen Dialektforscher aufzuweisen, wie Bayern, in seinem Andreas Schmeller (geb. 1785, † 1852), dessen »Mundarten Bayerns« und »Bayerisches Wörterbuch« eine unerschöpfliche Fundgrube bilden und immer bilden werden. Nach ihm sei der Herausgeber der Zeitschrift »Deutsche Mundarten« Georg Karl Frommann († 1887 zu Nürnberg) erwähnt, der u. a. auch die zweite Ausgabe von Schmellers Wörterbuch besorgte, sowie die Bearbeiter der verdienstvollen sprachlichen Abschnitte der »Bavaria«, Haupt, Fentsch Jocham, Mutzl und Schandelin, die schwäbischen Lexikographen von Schmid († 1828) und Birlinger.

Die Ausbildung der heutigen feinen Unterschiede der Volkssprache von Gau zu Gau lässt sich nicht genügend verfolgen. Zu den schon um 1200 offen zu tage tretenden Besonderheiten müssen wir uns die Anfänge zahlreicher anderen, die uns später auffallen, hinzudenken. Eine Zeit lang liegt das Alte im Kampf mit dem Neuen, und es sind bei ungestörter Entwicklung die Vertreter einer verfeinerten Umgangsform Beschützer des Alten, in ihren Händen ruht in der Regel das Schriftwesen, ihre Sprechweise ist uns am besten überliefert. Das zeigt sich auch bei dem wichtigsten sprachlichen Vorgange des späteren Mittelalters, bei der Verbreitung der neuen Diphthonge *ei*, *au*, *eu*. Noch um

das Jahr 1300 widerstrebt man ihnen in München etwas, obwohl sie schon an die hundert Jahre lang hier von vielen, ja von den meisten gesprochen wurden. Die ältesten Spuren der Neuerung treten uns im bajuwarischen, aber nicht im bayerischen, Lande an der Mur und Enns in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts entgegen; noch vor Schluss desselben finden sich die ersen *au*, *eu*, *ei* auch in Oberbayern ein, und um 1300 ist Ober- Niederbayern erobert, die Donau überschritten und der obere Main erreicht, um 1310 sind Formen, wie *mein*, *haus*, *leute* in Bamberg schon geläufig, statt *mîn*, *hûs* und *lûte*, ebenso in Nürnberg, bald auch in Hof, also der äussersten Grenze des bayerischen Ostfranken, wenn auch stellenweise innerhalb dieses Gebietes, z. B. in Bayreuth, um Kulmbach, Lichtenfels noch bis um 1359 die alten Laute sich halten, während im Frankenwalde um 1330 *ei au eu* schon völlig geläufig scheinen. Langsamer geht die Verbreitung über den Lech und die Rezat, den Main und die Regnitz. Noch Ende des 14. Jahrhunderts sind viele Orte in Mittel- und Unterfranken anscheinend völlig unberührt von der Neuerung, so in der Nachbarschaft von Lohr, Würzburg, Hammelburg. Auch Dinkelsbühl zeigt noch um 1380 ausnahmslos *sîn*, *gît*, *hûs*, *lûte* und dergleichen. Im eigentlichen Schwaben reichen die alten Formen noch weiter herab; in Memmingen herrschen um 1470, in Kaufbeuren um 1480, in Ulm um 1460 die alten Formen unangefochten, in Augsburg, wo doch die ersten Spuren des Neuen schon 1280 auftreten, schwankt der Gebrauch tief im 15. Jahrhundert noch, in Irrsee noch 1500, in Kempten noch 1506, im Ries stellenweise noch über diese Zeit hinaus; dagegen ist am Lechrain und im Südwesten des bayerischen Algäus der Widerstand verhältnismässig bald gebrochen. In der Pfalz treten natürlich die ersten Spuren beträchtlich später auf. Vor dem Jahre 1490 sind sie ganz vereinzelt; die älteste Schrift mit den bayerischen Diphthongen, die mir bekannt ist, ist ein

Göllheimer Weistum vom Jahre 1450, worin es *drei, verleust, leuten* heisst. Heutzutage ist ganz Altbayern mit der Oberpfalz, Ober- und Mittelfranken von den Doppellauten erobert, von Schwaben der grösste Teil (alles bis auf den südwestlichen Zipfel von den beiden tiefen Einbuchtungen ab); von Unterfranken hat sich die Rhöngegend, also der äusserste Norden, davon freigehalten, während jenseits des Gebirges im Norden weithin noch *ei, au, eu* gehört werden. In der Pfalz hat nur der südwestliche Teil an der Blies die alten einfachen Laute. Wie zu erwarten, ist die Wandlung am kräftigsten vollzogen in der Nähe ihres Ausgangsortes, also im Osten und Südosten; so ist denn in Bayern und an den östlichen Rändern Frankens (zumal in Bamberg) nicht nur *wîb, dûtsch* zu *weib, deutsch* geworden, sondern auch *guldîn, sicherlîch, wirtîn, maidlîn* zu *guldein, sicherleich, wirtein, maidlein*, Formen, die heute noch im Dialekt als *gulda, sicherla, wirta, mádla* fortleben. Doch sind die neuen Diphthonge nicht überall ganz gleich geblieben, im Schwäbischen heisst es *wéil, maul, káum*, im Bayerischen und Fränkischen wie in der Pfalz meist *waib* aber *wäl*, *maul* aber *kám*, in der Oberpfalz zumteil auch *ba* bei, *sán* sein, *hás* Haus, *mál* Maul; *eu* ist meist zu *ei, ai* geworden, also mit altem *î* zusammengefallen, Leute und leide, mhd. *lûte* und *lîde* sind schwäbisch *léit* bayerisch, fränkisch *laît* geworden. Nur im Norden, schon vom Taubergrund ab, erhielt sich *eu* (*oi*).

Ganz ähnlich hat sich bei einem anderen *eu* zuerst Übereinstimmung des grössten Teiles von Bayern eingestellt, dann neue Spaltung; bei jenem *eu*, das im Mhd. und Ahd. *iu* geschrieben wird. Oben ist schon erwähnt, dass weithin der Übergang in *ui, uë* zu beobachten ist; es wurde also *hiute* zu *huit*, *niurwe* zu *nui*, *stiure* zu *stuir*, *Liutpold* zu *Luippold*. Aber nur in Schwaben und in einigen Gegenden Altbayerns (zwischen Isar und Lech) und der Oberpfalz (am Oberregen) bleibt dies *ui*; im übrigen Altbayern wird *oi* und *ai*

daraus, in Franken *ai* und *äu* (im Norden), in der Oberpfalz *öi*; in der Pfalz meist *ei*; in der Rhön und im Algäu wurde aus *ui* (oder gleich aus altem *iu*) *ü*: *hüt*, *nü*; an der Sempt (zwischen Isar und Inn) gar wie in Thüringen *ū* und daraus *ou*: *hout*, *nou*.

Es lassen sich die besprochenen Änderungen mit den Grenzen der Hauptmundarten schlechterdings nicht in Beziehung bringen. Ebensowenig ein paar andere, die ich noch anführen will, die sich fast über ganz Bayern erstrecken. Wie *eu* und *äu* in Bayern, Franken, Schwaben und der Pfalz ihre Rundung, d. h. die runde Lippenstellung einbüßen und *ai* oder *ei* werden, so auch *ö*, *ü*, *öu* und *üe*. Die für den Süddeutschen so schlimme Mitgift der *i*, *e* statt *ü*, *ö*, wozu im Dialekt noch *ie* (*ia*) für *üe* (*üa*) kommt, läßt sich weit zurückverfolgen. Am frühesten scheint im Süden die Verwechslung eingetreten zu sein. Während mir aus Franken kaum ein Beispiel von *i* für *ü*, *e* für *ö* vor 1500 bekannt geworden ist, wimmelt es in bayerischen Denkmälern des fünfzehnten Jahrhunderts von Formen, wie *gemeier* = Gemäuer, *heittlin* = Häutlein, *netten* = nöten, *griegen* für *grüeben*, *dariber*, *Minchen* = München; auch in schwäbischen Handschriften und Drucken sind Wörter wie *grien* grün, *siess* süß, *hipsch*, *vernünftig*, *hechst* keine Seltenheiten, und in der Pfalz ist seit dem 15. Jahrhundert die Stellung der gerundeten Vokale gleichfalls erschüttert. Zur Gegenwart herab nimmt die Entrundung natürlich nicht ab, sondern zu, und die allermeisten Bayern müssen ihre *ö* und *ü* erst aus der Schrift lernen, wohin sie wohl aus Mitteldeutschland gekommen sind. Nur, wie oben schon angedeutet, im Norden, etwa von Uffenheim ab gegen Bamberg und die Grenze zu, finden sich noch die alten, gerundeten Vokale, die aber hier wieder über das ihnen zukommende Wortgebiet hinausgegangen sind, so dass man hier auch *Pfeufer* (wie in Eigennamen auch geschrieben wird) *Reuter*, *Eufer* spricht. Erst weiter weg

— doch nicht in Sachsen — trifft man die geschichtliche Scheidung rein durchgeführt.

Lassen sich die bisher geschilderten Eigentümlichkeiten der Sprachentwicklung in Bayern in ihrem Entstehen und Verbreiten schon seit dem 14. und 15. Jahrhundert deutlich verfolgen, so treten andere in der älteren Zeit nur ganz schwach hervor und lassen sich erst spät in ihrem Abschluss beobachten. Hier sei nur auf die Umgestaltung des althochdeutschen Diphthongen *ei* hingewiesen. Seit dem 13. Jahrhundert tritt dafür, wie erwähnt, in Bayern, der Oberpfalz, Schwaben und Südfranken vielfach, oft sogar regelmässig *æi* oder *ai* ein, also *ain*, *laid*, *getraide*. Da wo nun altes *î* zu *ei* und dann zu *ai* wurde, das alte *ei* aber schon vorher in *ai* übergegangen war, fielen beide Laute zusammen, so am Regen, in *sân* sein = mhd. *sîn* und *bân* Bein, mhd. *bein*. Meist aber blieb das alte *ei* nicht bei *ai* stehen. Die Einheit ging nun für alle Zeiten verloren. Im grössten Teil von Altbayern und bis nach Wien hinab wurde *æë* d. i. *àe* daraus (so schrieb man um 1328 in München *gaest*, *gemaen*), und *ae* wurde zu *àə*, d. i. wie man jetzt gewöhnlich schreibt *oa*, also *boan*, *oan*, *loat*, *troat*. Dies *oa* erscheint erst im vorigen Jahrhundert in der Schrift, ist aber wahrscheinlich schon im fünfzehnten gesprochen worden. Es erstreckt sich übrigens über Bayern hinaus nach Nordschwaben, ins Ries. Hier wurde es sicher im sechzehnten gehört. Hieronymus Wolf sagt (1578), dass die gröbere schwäbische Aussprache des *ei* annähernd durch *oa* wiedergegeben werden könne. In der Oberpfalz, im mittleren und südlichen Schwaben und oft auch in der Rhön blieb *i* dem Diphthong erhalten, wurde aber *a* gleichfalls zu *à* und *o*, also *ai* blieb oder ging in *oi* über, *boĩ*, *koiner*, *loid* (oberpfälzisch) und *laid* (schwäbisch). Im Algäu ist dann *oi* noch weiter zu *ui* verdumpft: *kuĩ*, *huim*. In der nördlichen Oberpfalz (vor bestimmten Lauten auch südlich), im fränkisch-schwäbischen Grenzgebiet, im grössten Teil Mittelfrankens, Oberfrankens ist *ai* mit hellem *a* zu *äe*, *ä* zusammengezogen: *bã*,

kâner, *lâd*, in Unterfranken dagegen das *a* von *ai* zu *æ* und *e* geworden (oder *ei* gar nicht in *ai* gewandelt, sondern geblieben) und der Diphthong in *æ* oder *ē* verkürzt: *bæn*, *kæn*, *læd*, *êner* u. s. w. In der Pfalz endlich haben wir die beiden fränkischen Formen nebeneinander: *kāner* und *kêner* (*kāner*).

Eine ganz eigenartige Gruppierung ergibt sich, wenn wir auf die *A*-laute und ihre Veränderungen unser Augenmerk richten. Gemeinsam ist allen Mundarten Bayerns nur der Anfang der Bewegung, die Verdumpfung des *a*. In Altbayern ist ursprünglich kurzes, so gut wie ursprünglich langes *a* bald zu *à* und *â* (fast = *o*) geworden, *jahr* und *narr* werden noch jetzt gleich gesprochen: *jă*, *nă*; das helle *a* kennt der Altbayer (wie der Oberpfälzer und Österreicher) nur in Fremdworten, wie *dukátn*, *fásánerie*; als Umlaut für *ä*: *vássl*, *dákk*, für *au*: *bám* und für *ai*: *á* ein; dies *á* ist aber dem *æ* viel näher als das hochdeutsche *a* in *tag*, *mag*. Das Schwäbische hat das kurze *a* hell und rein bewahrt, allein von allen Mundarten Bayerns, das lange ist seit dem 13. Jahrhundert im mittleren Schwaben zu *au* geworden: *nauch*, *jaur*, *gnaud* Gnade, *wau* wo, *stau* stehen, *lau* lassen, im südlichen und im Ries zu *à* (*o*). In der Oberpfalz ist, wie in Altbayern, *a* meist zu *à* geworden, dagegen *ā* zu *au*, wie im Schwäbischen. In Franken endlich ist *a* sehr bald zu *ō* geworden; schon vor 1400 sind Formen, wie *nōch*, *grōf*, *jōr*, *mōss*, *du hōst*, häufig anzutreffen; dagegen sind um diese Zeit die kurzen *a* noch rein; später, nachdem ein Teil derselben verlängert war, als man also *tāg*, *māg*, *hāben* sprach, wurden auch diese *ā* zu *ō*, jetzt spricht man *tōgh*, *mōgh*, *hō'm* aber *kàlt*, *àlt*. Die Pfalz zeigt an der einen Stelle fränkische, an der anderen oberpfälzische oder schwäbische *A*-laute.

Keine sprachliche Eigentümlichkeit ist im ganzen Süden Deutschlands so ausnahmslos durchgeführt, wie die verstümmelten Wortausgänge. Wo es im Mittelhochdeutschen noch hiess *ich gibe*, *ich tæte*, *wolde*, *die*

GASPER

SCHOPPIVS

Anno 1602

Aetatis 26



PRISCA FIDE

*Hostem esse atque inimicum hominum morumque malorum,
 Contrá defensorem hominum morumque bonorum,
 Magnificare hos, his bene uelle, his uiuere amicum*
A. Gellie. sc.

Bayerische Mundartforscher: Kaspar Schopp.

Bayer. Bibl. 18.

tage, der hane, der mensche, reine, veste, heisst es nun allgemein *gib, tæt (tát), wolt, tàg (tég), han, mensch, rein, vest, vast*, haben also die sämtlichen Mundarten Bayerns das End-*e* verloren; wie es scheint, die bayerische wieder zuerst; jedenfalls geht in ihr die Verkürzung am weitesten auch im Wortinnern und in Vorsilben; um das Jahr 1300 können schon alle Endungs-*e* fehlen, ist aber das Gefühl für die Vollständigkeit oder Unvollständigkeit der Formen noch so lebendig, dass auch die längeren Bildungen noch richtig neben den verkürzten auftreten, was später nicht der Fall ist. Sind zwischen 1300 und 1500 bei uns Formen, wie *gebm, habmt, verzeihn, gnozzn, die selbm, lemdich* (lebendig), *gwaltich, gnant, gfengknus, khert* (gehört), *ich wölt, möcht, kunt* (könnte), allgemein, so kommen später in der Schrift (im Volksmund wohl eine gute Zeit früher) Ungetüme, wie *zspilen, bneben, dschwarten, zschweinfurt* vor, und die Mundarten der Gegenwart zeigen die gleichen, für ostmitteldeutsche Zungen unsprechbaren Kürzungen in lebendigem Gebrauch. In Schwaben und Franken, wie in der Pfalz, ist die Ausstossung der unbetonten Vokale nie so weit getrieben worden als in Bayern und der Oberpfalz, aber doch heisst es dort auch schon seit vielen Jahrhunderten *dâf, tâf* Taufe, *i' gib, i' saget* oder *soget* u. dgl., nicht überall aber *gsund, bschern*. Natürlich sind die im klassischen Mittelhochdeutsch schon verwendeten Kürzungen *gît*, später *geit* oder *git* giebt, *sait* sagt, *mait* Magd aus *gibet, saget, maget, getraid* aus *getragede* überall und *voit, vaut* aus *voget* weithin geläufig gewesen und zumteil heute noch geläufig. Zum teile nur, weil immer wieder in der Volksgrammatik — wenn man das Wort neben die schon eingebürgerte Volksetymologie stellen darf — Wortformen, welche durch Verkürzung unklar geworden, durch klarere ersetzt zu werden pflegen, also z. B. *sait* vielfach durch *sàkt, söcht, sēcht*.

In den Konsonantenlauten bestand natürlich der alte Unterschied zwischen dem Nordwesten und den

übrigen jetzt wittelsbachischen Landen noch fort; noch sprach der Pfälzer und Aschaffener *pund*, *kopp*, und noch spricht er es heute so; spricht man in Bayern westlich der Nab und nördlich der Donau durchschnittlich *taghe*, *magh ich* (*dogh*, *moghi*), südlich *tage mag*, *ich* (*tàg* oder *tag*, *màgi magi*); in einem Punkte näherte sich der Bayer nun aber dem Franken und entfernte sich mehr und mehr vom Schwaben; seit dem 14. Jahrhundert scheint er z. B. *rauwer*, nicht mehr *raubær* Räuber, also *b* zwischen Vokalen als *w* gesprochen zu haben. Allenthalben wird sodann der geschichtlich überlieferte Unterschied zwischen *b* und *p*, *d* und *t* im Wortanfang mehr und mehr verwischt; im Süden mehr zu gunsten des *t*, *p*, im Norden zu gunsten des *d*, *b*; es lautet seit dem 15. Jahrhundert, wenn nicht schon länger, *bart* und *part*, *dritte* und *trite* (Tritte) ziemlich oder ganz gleich. Wenn heutzutage dem Franken die richtige Unterscheidung der harten und der weichen Laute mehr Schwierigkeit bietet als dem Schwaben oder Bayern, so entspricht sie doch der heimischen Sprachgewohnheit der letzteren um kein Haar mehr als den fränkischen Mundarten. Wo hier oder dort in der Volkssprache eine Abstufung zwischen härteren und weicheren *t* und *p* stattfindet, deckt sie sich mit den Anweisungen unserer Rechtschreibung durchaus nicht. So wird vielleicht allgemein *bringə*, aber überall, wo das *ge-* fehlt, *praht* gesprochen, wo es doch hochdeutsch *bringen*, *gebracht* heisst, ebenso *dredn* treten, aber *tredn* getreten.

Weiter ist in ganz Bayern der Unterschied der verschiedenen S-laute etwa seit dem 14. Jahrhundert abhanden gekommen; *waz* was und *was* war sind nun gleich, der S-laut in *reizzen* (mhd. *rîzen*) reißen und *raiszen* (mhd. *reisen*) unterschied sich nur noch durch ungleiche Dauer und Stärke; dagegen war um und vor 1200 *s* bald weich bald hart, *z* aber jedenfalls davon gesondert, wohl der Laut, der jetzt aus dem Munde von Juden oder als Folge eines Organfehlers gehört

wird, das gelispelte *s*. Ein zweiter, allen Stämmen Bayerns gemeinsamer Schritt über die alte Gestaltung der *S*-laute ist die umfangreiche Wandlung von *s* und *z* zu dünnem *sch*. Er scheint zuerst in Schwaben gethan worden zu sein, da ist wenigstens das neue *sch* am weitesten verbreitet, Bayern und Franken sagen zwar *shtoã* (*shtã*), *shpringa*, *fiãsht* (*firsht*), *Kashber*, aber nicht auch *ischt*, *ascht*, *hascht*, wie der Schwabe, und thun es ihm auch an Breite der Aussprache nicht gleich; sodass *sch* geradezu als schwäbisches Merkmal gilt. Die Überhandnahme der *sch* im Süden reicht sicher ins 15. Jahrhundert zurück; im Laufe der Zeit ist sie über das ober- und mitteldeutsche Gebiet hinaus nach Norden hin zu beobachten, und es hat einige Berechtigung, wenn man sagt *spitzer stein* sei mundartlich, *shpitzer shtein* gemein- oder hochdeutsch.

Anders steht es mit einer weiteren in ganz Bayern anzutreffenden Konsonantenänderung: in Altbayern, in der Oberpfalz, in Schwaben und im diesseitigen wie jenseitigen Franken hiess es in mittelhochdeutscher Zeit *man*, *an*, *un-*, *în*, *hin*, *ein*, *kein*, jetzt fehlt überall das *n* entweder ganz, oder es ist nur noch als Nasalklang im vorausgehenden Vokal enthalten: *mã* (*mõ*), *ã* (*õ*), *eĩ*, *hĩ*, *a* (*oa*), *ka* (*koa*) u. s. w. Auch in diesem Punkte stimmen aber die Mundarten Bayerns nicht völlig überein. In Schwaben und den schwäbelnden Strichen Frankens und in der Pfalz, also westwärts, ist *n* viel öfter beseitigt als in den übrigen Gauen; dort heisst es *geba* geben, *leba* leben; im Bayerischen und Fränkischen *gē'm* (*gebm*), *lē'm*; die Pfalz aber hat wieder *gebbe*, *lebbe* ohne Nasenlaut; in anderen Fällen stehen Bayerisch, Schwäbisch und Pfälzisch dem Ostfränkischen und Oberpfälzischen gegenüber: *gloffá* (*gloff*e, *geloff*e), *g'sēchá* (*g'se*he, *gese*he) auf der einen; *gloffn* (*gloffm*), *g'séng* auf der anderen Seite. Spuren des Abfalles des *n* gehen in den meisten Landesteilen bis vor 1500 zurück. Ebenso früh fällt wohl auch die in Bayern und Schwaben völlig, in Franken meist durchgeführte Wandlung von

dingk, langk, ringk in *ding, lang, ring* und der allgemeine Verlust des *b* von *lamb, kamb, umb*, während die von Nordwesten her dringende Abstossung des *d* in *sind, kind, hand* die Assimilation in *finden, kinder, hinder* noch im fränkischen Gebiet ihr Ende erreichte. Dagegen ist wiederum *freili* oder *freila* für *freilich*, *êwi* für *êwig* von der Salzach bis zur Saar durchgedrungen.

Von den gemeinsamen Änderungen in der Formenlehre will ich nur zwei hervorheben: den Verlust der einfachen Praeterita, wie *bôt, holte* und die eigentümliche Verwendung des Ausganges *-et, -at* für den Konjunktiv in der Vergangenheit (Potentialis und Irrealis): *i' gèbet, nèmet, wollet (wöllet) = darem, sumerem, vellem*. Schon seit dem Beginn der neuen Zeit scheinen die einfachen Praeterita zuerst vielleicht wieder in Bayern und Schwaben, dann auch in Franken aus der alltäglichen Rede geschwunden zu sein und nur in der gehobenen Sprache und im schriftlichen Verkehr fortgelebt zu haben. Es ist erklärlich, wenn bei der verhältnismässig seltenen Verwendung der betreffenden Formen diese dem Gedächtnis entschwanden und dann nicht immer mit Glück für den Gebrauch erst wieder neugebildet wurden, so dass Worte wie *ich nuhm* zum Vorschein kamen. Und jetzt ist wohl nirgends im Volke bei uns, mit Ausnahme der Rhöngegend, das einfache Präteritum mehr geläufig — nur *war* lebt noch fort und die Konjunktive: *ich wolt', mecht', kunt', (ként' könnte)* und ähnliche. Im ganzen Osten Bayerns, zwischen Lech und Thüringerwald ist aber daneben die neue Konjunktivform verbreitet, die in Schwaben seltener, in Rheinfranken, soviel ich sehe, unbekannt ist. Sie tritt vereinzelt in Bayern ziemlich früh auf, ohne sich aber hier so zu verbreiten, wie in der Oberpfalz und Ostfranken, wo sogar *kennet, meget, wollet* sich neben und statt *kent, mecht, wolt* eingebürgerten.

Die wenigen Griffe in die Grammatik haben gezeigt, wie die Mundarten Bayerns durch tief einschneidende Änderungen dem älteren Stand entrückt wurden; durch

Änderungen, die bald hier bald dort ihren Ausgang nahmen und sich durch die alten Stammesgrenzen nicht eindämmen liessen. Ihre Ausgestaltung war aber gleichwohl von den vorher bestehenden mundartlichen Laut- und Formensystemen, von der landschaftlich angenommenen Sprachgewohnheit abhängig, sodass auch nach dem Umschwung der alte Unterschied vielfach erkennbar blieb. Die allermeisten Neuerungen, die innerhalb Bayerns sich ein ausgedehntes Gebiet unterwarfen, reichen über das bayerische Land hinaus. Soweit die Pfalz an ihnen teilnimmt oder die Aschaffenburgische Gegend, ist natürlich auch das untere Maingebiet nicht unberührt geblieben; was im bayerischen Schwaben sich Geltung verschafft hat, ist auch im württembergischen angenommen worden, was in Altbayern und der Oberpfalz geschah, machte sich auch im Egerland und in Österreich fühlbar. Am ehesten dürfen wir eine Grenze für die sprachlichen Umwälzungen an die Nordseite des Königreiches verlegen. Während z. B. der Abfall des Endungs-*e* im Nordwesten, weit über Bayern und die Pfalz hinaus, rheinabwärts geht, beginnt nicht allzuweit von der bayerischen Grenze im Nordosten die redselige Gegend, wo man *bette*, *schoene*, *dicke* sagt; wo der *mensche enen kopp* hat und der *suldade* zu *faere* sitzt. Aber doch trennt unser bayerisches Ostfränkisch der über fünf Meilen breite Streifen des sächsisch-voigtländischen Idioms noch von diesem so ganz fremdartig klingenden Obersächsischen an der Pleisse, wie sich weiterhin nach Westen die Mundarten des Itzgrundes (Koburg, Hildburghausen) zwischen das bayerische Unterfränkisch und das im Gesamteindruck und nach der geschichtlichen Grundlage sich scharf abhebende Thüringische jenseits des Waldes schieben.

Noch weiter von der Grenze des Königreiches fällt das Ende wichtiger Änderungswellen westlich der Werra, am Spessart und in der Pfalz, wo eine Abgrenzung der Untermundarten gerade die äussersten Ränder bayerischen Landes zum anstossenden preussischen, badischen, hessischen Land schlagen müsste. Ja, auch untergeordnete

Neuerungen greifen hier vielfach über die politische Grenze hinaus. Sie aber spielen in der Geschichte der Mundarten eine grössere Rolle, als die oben allein berücksichtigten, die fast ganz Süddeutschland trafen. Sie geben dem Dialekt allenthalben erst seine besondere örtliche Färbung. Auch sie lassen sich zum teil bis in den Anfang der Spaltungsperiode zurückverfolgen und treten oft an ganz verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten ein.

Solche Sonderbewegungen sind z. B. auf dem Gebiete der Vokale in Bayern die Zerdehnung von *ô* in *ou*, *grôs*, *ôr*, *rôt* werden zu *grous*, *our*, *rout*, ähnlich in Gegenden Frankens, in der Pfalz; in Teilen von Schwaben wurde dagegen *ô* àə: *gràs* (*groas*), *àər*, *ràət*, in der Oberpfalz *gràus*, *àur*, *ràut* (also scheinbar der gotische Grundlaut *au* wieder hergestellt), im äussersten Norden *gruës* u. s. w., dagegen an der Donau, in Oberfranken heisst es *gràs*, *ràt*. Dem entsprechend wurde *ē* in Gegenden Altbayerns und Frankens, der Pfalz zu *ei*: *sēi*, *schneī*, *gēi* (gehen), *bēis* (böse), in Schwaben oft zu *ēə*: *sēə*, *schneə*, *bēəs*, in der Oberpfalz zu *āi*: *sāi* u. s. w. Andererorts wird wohl auch *ō* zu *ū*, *ē* zu *ī*; in Kulmbach z. B. ist das *brūt schī*. Im Schwäbischen hört man *lēasə*, in der Oberpfalz (nördlich) *liasn* und (westlich) *lēisn*. Der ganzen Oberpfalz ist ferner eigen die Umkehrung aufsteigender Diphthonge in absteigende; sodass hier für *guot*, *viech*, *tief*, *müet*, *iardn* (Erde) *gout*, *vèich*, *tèif*, *mèit*, *airdn* gesprochen wird. Diese Eigentümlichkeit, aus welcher man weitgehende Schlüsse auf die Herkunft der Oberpfälzer ziehen zu dürfen glaubte, ist allerdings nirgends so stark ausgeprägt, als in der Oberpfalz, findet sich aber noch in ganz anderen Teilen Bayerns und des Reiches, so nördlich des Fichtelgebirges an der Saale, um Bamberg — wo man Einfluss des Oberpfälzers annehmen könnte, dann aber auch — wo eine solche Annahme ausgeschlossen ist — in der Rhön, im Kahlgrund bei Hanau, bei Bernkastl an der Mosel, am Donnersberg in der Pfalz, in Vorarlberg. Dem nördlichen

Franken ist die Umgestaltung der alten *ë* in *á* eigen; man kann dort *gelás* und *rácht gesprách*. Ähnliches ist übrigens auch im Alemannischen zu finden. Endlich ist, um nur noch eine der vereinzelter Vokalfärbungen zu streifen, da und dort unter dem Einfluss eines folgenden *m, n* oder *ng, r, l, ch* eine Änderung erfolgt. Es heisst in bayerischen, wie schwäbischen Gegenden, z. B. *du duost* (*duescht*), aber *dôa(n)* thun, mhd. *müede* ist *miät* oder *miät* geworden, aber *si tüend* zu *si deänt*, *grüene* zu *grêa(n)*; in der Oberpfalz wird *stein* zu *stoĩ*, aber *steil* zu *stâl*, in Schwaben *leid* zu *lait*, aber *kein* zu *koĩ* oder *kuĩ*. In anderen Fällen beruht die Verschiedenheit nicht auf dem Wirken verschiedener Änderungstriebe, sondern auf ungleicher Entscheidung zwischen nebeneinanderlaufenden Formen. So, wenn es in Bayern und Schwaben meist *üns* (*eüs*), *ünser* (*eüser*) statt *uns*, *unser* heisst, wenn da *wir wollen*, dort *wöllen* gesprochen wird, wenn ehemals bald *ich sal*, bald *ich sol* vorgezogen wurde, bald *wir mügen*, bald *wir mögen*, bald *wir sind*, bald *wir sein* oder *seind*, bald *er kimmt*, bald *er kommt* oder *kummt* sich einbürgerte. Meist mag bei der Entscheidung freilich das Vorbild der Nachbarn massgebend gewesen sein. So gewiss bei der nicht ganz regelrechten Verkürzung von *Mitwoche* in *mikta*, das in Bayern schon um 1300 (1318 z. B.) vorkommt, so bei der Verdrängung der ehemals weit verbreiteten Form *mæntag*, Montag.

Bei den Konsonanten spielen Einzeländerungen fast eine noch grössere Rolle als bei den Vokalen. So in Bayern die Verflüchtigung der *l* und *r*, z. B. in *wòit*, *kòit*, *g'fè'it*, *zö'it*, *màesta*, Meister, *jâga'*, *hàát* hart, *dĩ* *hiá'tn* Härte, oder die Wandlung von *rt* zu *scht*, *er wiascht* = er wird, in der Inngegend der Übergang von *nd* oder *nn* zu *ng*, *g'wunga* = gewonnen, *stenga* = stehen (wie im Algäu z. B. *sing* für *sîn*, in Mitteldeutschland und Luxemburg vielfach z. B. *hinger* für *hinder*); die eigentümliche Aussprache von *dl*, *dn* z. B. in *nà'l*, *wá'l*, *re'n* reden, wo *d* nur mit der Zunge angedeutet, aber nicht laut gesprochen wird. (Dass *fadn* und *farn* im Bayerischen nahezu gleich

lauten, bezeugt uns schon ein Grammatiker des 16. Jahrhunderts). Ähnlich müssen wir uns das Schwinden des *t* im altbayerischen Zeitwort vorstellen: *er sàk' (sok')* er sagt, *és hóps* ihr habt. Auf einem Teil der Oberpfalz beschränkt begegnet uns die Beseitigung des *ch* vor *t*: *rēd, schlēd (riad, schliad)* recht, schlecht; wir dürfen dies als gesonderte Entwicklung betrachten, auch wenn uns im südlichen Algäu das Gleiche aufstösst und *net* für *nicht* fast überall in Bayern herrscht. Recht eigentlich oberpfälzisch, wenngleich nach Norden über Bayern hinausgreifend, ist der Ersatz von *j* durch *g*: *gung, gaur, g'à'gn* jung, Jahr, jagen spricht man zwischen Naab und Pleisse. In Franken sind zahllose Änderungen von Konsonanten eingetreten, aber meist nur in kleinen Kreisen durchgedrungen. Höchst auffällige Wandlungen sind z. B. die in Höchstädt a. d. Aisch beobachteten, wo *pfarrer, pferd* zu *gefarrer, gefärd* wurden. Verhältnismässig weit verbreitet (in Unterfranken) ist die kindliche Aussprache von *kl* als *tl*: *tlæ* klein, *tlæd* Kleid, die Assimilation von *nd*: *finna, kinner*, die aber erst im Westen, mainabwärts und in der Pfalz recht fest eingebürgert erscheint. Von sonstigen Pfälzer Eigentümlichkeiten will ich nur eine erwähnen, die vom bayerischen Standpunkt aus als Sonderentwicklung gelten muss, in Wirklichkeit aber wohl der Ausklang einer alten gemeinsamen Verschiebung und weither durch Hessen bis zur Fulda und darüber hinaus verbreitet ist, die südöstliche Pfalz ist davon freigeblieben. Ich meine den Übergang von *d* (oder *dh*, was noch stellenweise in der Pfalz gehört wird) in *r*: *gure märcher, brure(r), bare, borem, lerig* heisst es hier für *gute mädchen, bruder, baden, boden, ledig*. Der Übergang ist leicht zu erklären, er liegt nahe und erscheint darum auch sonst, z. B. auf Sylt, in Norwegen.

Aus Schwaben sind bedeutsamere Konsonantenveränderungen ausser dem oben schon gestreiften süd-schwäbischen *ming, wing* für *mein, wein* kaum zu erwähnen. Natürlich können die besonderen Aus-

gestaltungen allgemeiner Lautprozesse auch als Sonderentwicklungen aufgefasst werden, so sei hier nochmals auf die Verbreitung des *Sch*-lautes und die Verkümmernng der auslautenden und inlautenden Nasale hingewiesen.

Von ähnlichen gruppenweisen Neuerungen auf dem Gebiet der Deklination und Konjugation ist weniger zu bemerken. Die Veränderungen beruhen wesentlich auf Verlusten und Vermengungen. Bayerisch ist z. B. die Beseitigung des Umlautes im Verbum: *du fàrst, tràgst, fà'ist, i' kunt, su'it* (sollte), wo es noch am Beginn der neuern Zeit *ferst, tràgst, felst, künt, sült* hiess, wo es im Fränkischen heute noch meist *férst, trékst, félst, kent*, selten auch *selt* (schwäb. *sött*), ja sogar *er bed*, d. i. *badet*, heisst. Zu Neubildungen gab wohl da und dort der isolierte Konjunktiv des Präteritums Anlass, so ist im Schwäbischen nach dem Muster der Verbindung: *träge, ich trueg* auch zu *lâssen luess*, zu *sâge sueg* gemacht worden. Von den Formen, aus denen sich das Verbum *thun* zusammensetzt, hat hier diese, dort jene sich auf Kosten der anderen verbreitet. So heisst der Plural bald *mie(r) tuen*, bald *mir toânt* oder *teânt, tânt*, bald *mir denna* (fränkisch *wir tünne* schon um 1400). Die Endungen des Plural sind bald nach hochdeutscher Art geregelt, so meist in Franken (*mir le(b)m, ir lebt, si le(b)m*), vielfach auch in Bayern und der Oberpfalz, bald nach mittelhochdeutscher, wo die dritte Person auf *ent* ausgeht: *si lebmt, habmt, haund* (Bayern, Schwaben), bald sind alle drei Personen gleich geworden: *mir, ir, si haund, wönd, sönd* (haben, wollen, sollen). Eine besondere Stelle nimmt das bayerisch-oberpfälzische *es seits, hàbs, woits* (ihr seid, habt, wollt) ein; hier ist das Fürwort *es*, ursprünglich »ihr beide« bedeutend, mit dem Stamm verschmolzen, also in *es seits* eigentlich zweimal enthalten. Umgekehrt ist im äussersten Norden Bayerns der Ausgang des Zeitwortes zweimal gesprochen, wenn es dort heisst: *tir* oder an anderer Stelle auch *tits, seit* oder *seits*: ursprünglich

trennte man *seit-ir*, dann *seit-tir* u. s. w. Ein besonderes Gepräge hat das Zeitwort im nördlichen Franken und den anstossenden thüringischen und hessischen Strichen, auch im pfälzischen Westrich erhalten durch den Verlust der Endung *en* im Infinitiv oder im Partizip, oder in beiden; sodass es also z. B. in Unterfranken heisst: *er kã galàs un gaschraib*, *er will gawiss*, will wissen, in der Pfalz *er hât genumm*. Für *gewesen* heisst es bunt durcheinander innerhalb derselben Mundart *g'wesn* (*g'wēn*, *gwä*, *gwā*), oder *gewes* und *g'west*, im nördlichen Schwaben *gwäa*, südlich *g'si*, *g'sing*.

Aus der Deklination wäre die verschiedene Pluralbildung Anlass zu ausgiebigeren Mitteilungen; ich will jedoch nur darauf hinweisen, dass bei dem Mangel des *e* der Endung sich die Mundarten — wie auch die Schriftsprache — nach einem anderen Pluralzeichen umsahen und in der schliesslichen Gestaltung oft verschiedene Wege gingen. Während *tēg*, *tēk* für Tage wohl ganz allgemein ist, stehen Plurale wie *hint* (Hunde, fränkisch), *kissener* (Kissen, schwäbisch), potenzierte Dative wie *kinnerna*, *bauerna* mehr vereinzelt da. Ebenso die eigentümliche Deklination der Deminutiva, wornach Singular und Plural deutlich unterschieden werden: z. B. *mädla*, Plural *mädli* (Mittelfränkisch); schon um 1500 findet sich in Rotenburger Schriften der Unterschied: *1 stetlein*, *3 stetlich*. Im sächsischen Voigtland heisst es ähnlich, Singular *mädel*, Plural *mädlich*.

Von den Fürwörtern füllt nur das bayerisch-oberpfälzische *es*, *enk*, *enker* ein ganzes Mundartgebiet aus und greift sogar im Norden am Frankenwald und der Elster darüber hinaus. Allerdings ist Nürnberg dem alten Pronomen schon lange ungetreu geworden, aber diese Stadt nimmt ja überhaupt eine Sonderstellung ein, durch politische und religiöse Bande war sie zu viel regerem Verkehr mit dem Norden und Westen veranlasst als mit dem Südosten, und die Sprache Nürnbergs ist darum stark fränkisch gefärbt, wenn auch der Grundton nach wie vor gut bayerisch-oberpfälzisch ist.

Wichtigere Besonderheiten kleinerer Kreise sind z. B. die Bewahrung des Datives *ui* oder *nib* (euch) in Schwaben und in der Rhön, in letzterer wird dies *ui* sogar als Nominativ gebraucht (wie im Englischen die gleiche Form *you*).

Wenden wir uns von der grammatischen Seite zum Wortschatze der Mundarten, so kann von grossen wellenartigen Veränderungsbewegungen hier natürlich nicht die Rede sein. Höchstens Fremdwörter sind in grösserer Zahl vom Ort der ersten Aufnahme aus weithin von Gau zu Gau verbreitet worden, und Neubildungen aus dem vorhandenen Wortmaterial. Erst die Schriftsprache und die Schule hat auch den Mundarten neue deutsche Wortstämme einverleibt, zumeist den städtischen. Aber kaum irgendwo ist der Gesamteindruck des Wortschatzes durch die Wortübertragungen geändert worden. Die lautliche Übereinstimmung oder Verschiedenheit wird vielmehr nur durch übereinstimmende oder ungleiche Zusammensetzung des altheimischen Wortschatzes unterstützt; diese Zusammensetzung ist aber bedingt durch das jeweilige Verhalten zu dem Überlieferten. Was hier abgestossen ist, wird dort festgehalten; ein Stamm der hier unfruchtbar bleibt, hat dort üppige Schösslinge aufzuweisen. Es ist schon darauf hingewiesen, dass die ältesten schwäbischen und bayerischen Sprachdenkmäler unter sich und gegen die fränkischen Unterschiede im Wortschatz zeigen. In der Gegenwart sind diese wohl zum grossen Teil noch dieselben; nur dass manche gute alte Dialektwörter verloren sind. Die Unterschiede im Wortschatz sind mehr als die in den Lauten an die Stammesgrenzen gebunden. So ist *Ertag* (*Irta*) und *Pfinzta(g)* nur bayerisch und oberpfälzisch, hier aber bis an den Grenzen überall verbreitet; auch Nürnberg hatte ehemals diese Bezeichnungen. Nur bayerisch ist z. B. *diá(r)n* Dirne, nur schwäbisch *hage* Stier, nur fränkisch *büttner* Schäffler u. s. f. Besonders wird sich die Scheidung des Wortschatzes nach den alten Stammesunterschieden in den frühzeitig fest ge-

wordenen Bezeichnungen für Hausbau, Landwirtschaft und Viehzucht zeigen, wenn einmal erschöpfende Wörterbücher wie das Schmellersche, wie das Schweizer Idiotikon auch für Franken, Schwaben, die obere und die Rheinpfalz angelegt sein werden. Bis jetzt steht es in dieser Beziehung auch nach Schmeller und Frommann bei uns noch recht schlimm, und bedarf es noch der fleissigen Arbeit vieler, kleiner und grosser Sammlungen aus möglichst vielen Orten: für Geistliche, Lehrer, Beamte, Ärzte, Forstmänner eine schöne Veranlassung im Volk und für das Volk in Mussestunden zu arbeiten!

Verschiedenheiten im Wortschatz ergeben sich beim Vergleich von Stamm und Stamm; aber auch innerhalb der einzelnen Stämme wechselt die Zusammensetzung. So ist z. B. in Schwaben im Mindelthal oberhalb Mindelheim eine scharfe Grenze zu ziehen zwischen der Gegend wo die *mädle aumet maiet*, und wo die *fēle groāmet* mähen; *molle*, in Mittelschwaben Ochse bedeutend, scheint in anderen schwäbischen Gegenden Stier oder Kalb zu bedeuten. In der Oberpfalz wird *molar*, doch wohl das gleiche Wort, für Ochsen, Kühe und stellenweise für Stiere gebraucht. Ein anderes Wort aus diesem Bedeutungskreise *hummel*, Stier, scheint nur dem südlichen Franken eigen zu sein. Liegt einmal der Wortvorrat der bayerischen Mundarten nach kleineren Gebieten geordnet vor, dann wird sich eine gewisse Regelmässigkeit in der Verteilung der unterscheidenden Worte zeigen, dann erst wird man mit Sicherheit eine Sonderung der Untermundarten vornehmen und sich über die Zusammensetzung der Bevölkerung Bayerns klarer werden können. Die mundartlichen Laute führen leicht irre, auf ihnen aber baut sich vor allem die gewöhnliche Darstellung der Grenzen auf.

Wir haben gesehen, dass sich die Spaltung der Laute in Bayern seit dem dreizehnten Jahrhundert stark vermehrt, wir haben gesehen, dass sich manche Besonderheiten, die unserem Gefühl als junge Entartungen erscheinen, sich bis ins fünfzehnte, vierzehnte Jahr-

hundert zurückverfolgen lassen. Die Gesamtheit der Veränderungen, welche unsere Untermundarten in Bayern soweit trennten, ist wohl im Ausgang des sechzehnten Jahrhunderts vollendet. Die Nachrichten bei Grammatikern dieser Zeit über mundartliche Eigentümlichkeiten der Bayern, Schwaben, Franken stimmen überraschend zu den Verhältnissen der Gegenwart.⁸⁾ Die Volkssprache steht zwar noch weniger stille als die Schriftsprache, aber nach Perioden raschen Vorwärtsschreitens scheinen jeweils Zeiten verhältnismässiger Ruhe einzutreten, in denen das Gesamtsystem der Laute und Formen bei allen Änderungen am einzelnen Wort doch unberührt bleibt. Die ältesten mundartlichen Aufzeichnungen zeigen uns vollkommen den gleichen Charakter als die besseren der Gegenwart. Leider sind Proben aus Franken und der Pfalz mir nicht zugänglich. Aus Bayern besitzen wir zahlreiche, zumal in den Sammlungen August Hartmanns, aus Schwaben und der Oberpfalz wenigstens ein paar.

An der Grenze zwischen Altbayern und der Oberpfalz dürften die Verse niedergeschrieben sein, die Diefurth in seinen deutschen Volks- und Gesellschaftsliedern des 17. und 18. Jahrhunderts Seite 200 veröffentlichte, sie beginnen:

*Ist ainä ä Weltmensch und lebt nur allai,
Waiss ihm oft nit z'helf'n nur wie er solt thai.*

Die Aufzeichnung ist stark vom Hochdeutschen beeinflusst. Es zeigt sich bei genauer Vergleichung der Schreibweise des ganzen Liedes, dass *ä* hier das helle bayerische *á*, *ai* aber *oa* oder *oã* wiedergiebt; an anderer Stelle schrieb der Aufzeichner für das bayerische *oa* das oberpfälzische *oi*, so Str. 3.

*Vill traurige Briedä thuen imma zu klog'n
Und wissen koi Ursach, so bolt mä's thuet frog'n.
Miest i ä so löb'n, i hönket mi bald:
I schmoll nit, i groll nit, i klag nit, i gron nit,
Verwunder mi halt.
So hilff i mir bald.*

Schärfer ausgeprägt sind die Oberpfälzer Eigenheiten in einem jüngst in der Alemannia als schwäbisch ausgegebenen Bauernlied aus Altdorf (um 1670 geschrieben). Veit spricht:

*Es ist woua woi da sogst
i geh met der wenn da mogst.
Giet ea mia du nichts dazu
i mouss gwinna und mein Bou
5) Holla Görgla, haust a guts
schenk es an; mer sen gouts Mauths
Lau a hörn ob unner Beck
hout gout frisch neubachen Weck.*

Kunz lässt sich darauf vernehmen:

*Sich mer nua das Boia on
10) wie die Göss thut uben sthan
doss i glei wa lohm a grum
wie a frische Willerum
Hafza! Nochba Veit, es gilt
Sich mi heüt a, wie da wilt
15) es mou nea brof lusti san
Wenn i toud bin*

Wir würden jetzt etwas strenger schreiben; nicht bloss *gout* und *boubm*, sondern auch *roubm* (Rübe), statt *boia* (Bier) *böia*, statt *woi* (wie) *wöi*. Zur Erklärung mag noch nötig sein: v. 1) *woua* wahr, v. 2) *da* die enklitische Form von *du*, 3) gibt er mir doch, 4) *gwinna* in der mittelhochdeutschen Bedeutung: erarbeiten, 5) *an* ein, wie *san* sein auch heute in der Oberpfalz gewöhnlich; *mer sen* wir sind, 7) lass auch, *unner* unser, 9) *nua* nur, 10) *Göss* Gischt, Schaum, 11) *wa* werde; genauer wäre *wia* oder *wä(r)*; lahm und krumm, 12) welche Rübenart die *Willerum* ist, kann ich nicht ermitteln, 15) wohl verlesen für *eiz mou ma* jetzt muss man. Sollten die zwei Strophen den oberpfälzischen Ursprung des Ganzen noch nicht klar gemacht haben, so werden es die kurz darnach folgenden Worte: *Lau man Gunkarn Gunkar san* lassen wir den Junker Junker sein mit dem oberpfälzischen *g* für *j*.

In die Oberpfalz weist uns auch ein historisches Lied vom Jahre 1689, in welchem die Vertreibung der Franzosen aus Mainz gefeiert wird. Weder Schreiber noch Dichter haben die Mundart getreu wiedergegeben, sie ist jedoch trotzdem nicht zu verkennen; sie ist oberpfälzisch mit fränkischen und hochdeutschen Anklängen. Eine Strophe mag hier Platz finden. Es heisst von den Belagerern:

*Nou hobns ag hõier ih, viel Bumpen eigi geschoss'n
Dos sen gor schlimma Dinger, und mach'n viel Possen
Su groun als mein Hout, und noch gröisser derzou,
Sen halti su schwär ag, es hibets kah Bouh.*

Ag ist auch, *eigi* das bayerische *eini*, vorarlbergisch *îhi* hinein (eigentlich *ein-hin*); *halti* halt, eigentlich *halte*, *meine* ich, *hibets* höbe sie, *Bouh* Bube.

Aus Schwaben stammt u. a. eine Bauernklage, die der Herausgeber Dr. Bolte noch ins 17. Jahrhundert setzt. Sie beginnt mit unzweideutigen Klängen:

*Ist es nit ai Elendt, lieba,
umb den arma Baurastand,
muess nu stuir und alag gieba
haut oihrs nit, hoists ausam land.
I kas wierle nit versaga
wie vil I schau gielt nai traga
alle maunath, wens thuet klecka,
mues I d'händt in beitel steckha.
mui, mei Pfleger ist den fro
said den: komm bald mier a so.*

(*alag* Auflage, Abgabe, *oihrs* einer es, *wierle* wahrlich, *klecka* reichen, *mui* ich meine, *mier* eigentlich mehr, ganz gewöhnlich für »wieder«).

Das älteste altbayerische Dialektgedicht, das uns überliefert ist, stammt aus dem Jahre 1683, ein zweites, durch August Hartmann veröffentlichtes aus dem Jahre 1686. Aus letzterem möge eine Strophe hier stehen als Parallele zu der oben aus der Oberpfalz. Es handelt sich hier um die Befreiung Ofens, wie dort um die von Mainz; *ä* ist hier wieder *á*, *ai* = *àə* (*oa*).



Bayerische Mundartforscher: Johann Ludwig Prasch.

*Vil Kugl in Lüfften die hat mä mit Gwalt
In d'Statt äichi gschossn, die hamet frey knallt.
Und gfoyretzt, äs wann es der Toyffl glat wär;
Mä said, es wögt aine funf Centn wol schwär.*

(*Hamet* mittelhochdeutsch *habent* haben, *gfoyretzt* gebildet wie *blikizen*, feurig geleuchtet, gesprüht.)

Auch diese letzte Probe ist nicht ganz reiner, unverfälschter Dialekt.

Wer spricht nun aber heutzutage⁹⁾ bei uns den reinen Dialekt? Man darf wohl sagen nur die Landbevölkerung, und auch auf dem Lande ist die überlieferte Form etwas gefährdet. Die allgemeine Schulbildung, der Militärdienst der jungen Burschen, der Dienst in städtischen Familien bringt einen grossen Teil der ländlichen Bevölkerung auf längere Zeit in enge Berührung mit dem Hochdeutschen, gelegentliche Lektüre, die Predigt in der Kirche, ein Besuch in der Stadt frischen die hochdeutschen Erinnerungen wieder auf. Aber man würde irren, wenn man diesen Einfluss des Hochdeutschen für sehr tiefgehend hielte. Der Bauer ist wohl fast überall bei uns im stande, seinen Dialekt soweit zu mildern, dass ein Städter ihn verstehen kann (weniger vermögen dies die Weiberleute auf dem Lande, wenn sie auch vielleicht noch lieber herrisch reden möchten); aber im täglichen und stündlichen Umgang mit seinesgleichen lässt er das Hochdeutsche ganz beiseite. Er würde verhöhnt, wollte er sich in seiner Sprache einen besseren Anstrich geben, als ihm zukommt. Dennoch lässt sich ein gewisses Abblassen der Mundart bemerken. So z. B. wenn in Oberbayern Formen wie *freila*, *liabla* dem jüngeren Geschlecht abhanden kommen und dafür *freili*, *liabli* gesprochen wird. In der südlichen Oberpfalz ist die Bemerkung gemacht worden, dass das Alt-bayerische als eine feinere Umgangssprache betrachtet und immer mehr heimisch wird. An verschiedenen Stellen kann man die Versicherung hören: sonst hat man so und so gesprochen, jetzt aber spricht man anders. Es muss ein unbewusster Zug sein, der zur

Ausgleichung hintreibt. Der Verkehr auf den ländlichen Märkten, an Wallfahrtsorten, wo verschiedene, nicht immer leicht verständliche Mundarten zusammentreffen, der Austausch der ländlichen Dienstboten muss den Zug unterstützen, die Abschleifung begünstigen. Da mag dem Gefühl des einzelnen freilich bald diese, bald jene Sprechweise als die zu gegenseitigem Verstehen geeignetste erscheinen; schliesslich wird aber in der Regel die wenigst auffällige durchdringen, und sie mag wohl meist auch dem Hochdeutschen am nächsten stehen. Solche Ausgleiche vollziehen sich aber nur äusserst langsam und werden nur bewusst, wenn man die Sprachweise zweier oder dreier Generationen nebeneinander halten kann. Immerhin liegt eine Gefahr darin, wenigstens für die Sprachforscher, nämlich, dass manche bedeutungsvolle Worte und Formen spurlos verschwinden. Möchten daher Sammler ja ihre Umfragen bei den Alten beginnen, die sich ja auch meist des Vorzuges erfreuen, nicht allzusehr in ihren Mitteilungen durch hochdeutsche Erinnerungen beeinflusst zu werden.

In den Städten entfernt sich die Sprache von der reinen Mundart um so mehr, je loser die Verbindung mit der Landbevölkerung ist, und bleibt umgekehrt der Mundart näher, je stärker der Nachschub vom Lande her ist. Nirgends in Bayern ist die städtische Bevölkerung so dem Dialekt treu geblieben wie etwa in der Schweiz oder in Niederdeutschland; aber nirgends verleugnet sie den Zusammenhang mit der ländlichen Umgebung. Wir können deshalb wohl von einer Münchener, Nürnberger, Würzburger, Kemptener, Speierer Mundart sprechen; aber dabei ist zu bedenken, dass nur ein Teil der Münchener, Nürnberger u. s. w. gröbere Mundart spricht, und dass auch dieser Teil sich auf ganz verschiedenen Stufen der Vergröberung befindet. Die Sprache des einzelnen ist hier durch die Herkunft der Eltern, den alltäglichen Umgang und durch die Beziehungen zur Litteratursprache bedingt. Die städtische Mundart insgesamt aber beruht wieder nicht auf immer

wieder erneuerter Vermischung von Volkssprache und Litteratursprache, sondern sie ist das Ergebnis einer Jahrhunderte alten Entwicklung, so gut wie die ländliche Umgangssprache. Nur dass hier die Bevölkerung in den Städten von Anfang an gemischt war und immer wieder neue Zumischung erhielt, und dass die Berührungen mit Leuten anderer Zunge und mit der Literatur häufiger und von nachhaltigerer Wirkung waren, als auf dem Lande. Es schliff sich also die städtische Sprache immer etwas ab; vielleicht aber im letzten Jahrhundert mehr und rascher als in den drei oder vier vorausgehenden zusammen. Bei Nürnberg war die Wirkung des Verkehrs mit dem Burggrafenland und den fränkischen Reichsstädten so ausgiebig, dass, wie oben schon ausgeführt ist, der Oberpfälzer Charakter der Stadtmundart etwas verwischt und eine fränkische — nicht eine hochdeutsche — Tünche darüber gestrichen wurde. In Bamberg ist die Sprache nach den Berufsklassen verschieden, ja wieder nach den Grenzen und Richtungen des täglichen Verkehrs. In Kempten (wie auch in Ortschaften um Bamberg) spielt sogar die Konfession eine Rolle in der mundartlichen Gruppierung.

Nicht mehr als Mundart zu bezeichnen ist das örtlich gefärbte Hochdeutsch, denn sonst bleiben in Bayern kaum zehntausend Eingeborne, die nicht in der Mundart sprechen, so müsste sogar ein guter Teil der in Bayern gedruckten Bücher als mundartlich bezeichnet werden. Wie ist nun dieses Hochdeutsch in Bayern entstanden? Wie verhält es sich zu der natürlichen Entwicklung der Volkssprache?

Hierauf sollen die folgenden Seiten, soweit es jetzt schon möglich ist, Antwort geben.

Die Feder führt eine andere Sprache als der Mund, das erfährt der Schreibgewandte an sich ebenso gut als der Ungeübte: nur wenn die gehaltene Rede, das gesprochene Gedicht nach der Hand auf dem Papier wiederholt wird, oder wenn der Schreiber seine Worte für den Vortrag bestimmt, kommen sich die lebendige

und die geschriebene Rede nahe. Das mag wohl daher rühren, dass bei dem raschen Dahersprechen Wort und Satz nicht so peinlich überdacht werden als beim Schreiben. Es schwindet hier die natürliche, unbefangene Behandlung des Sprachstoffes und tritt — schon wegen der mangelhaften Schrift, die nun einmal nicht für die deutsche Sprache geschaffen ist — eine gewisse Erstarrung der Formen ein. Dem Ohre fällt das Wesentliche am Wort und Satz auf, das Unwesentliche tritt zurück. Dem Auge ist jeder Buchstabe gleich bemerkbar, und die Hand mit der Feder verwendet in den allermeisten Fällen die gleiche Zeit und Sorgfalt auf wichtige wie unwichtige Schriftzeichen, es kommt ihr nur darauf an, durch eine, der Dauer und dem Klang des Wortes annähernd entsprechende Zusammensetzung von Buchstabenzeichen die Erinnerung an den wirklichen Laut wachzurufen. So ist ihr z. B. die Verbindung *in* jetzt ein festes Symbol des Verhältnisswortes; *n* ist ihr so wesentlich wie *i*; aber es ist doch nur eine Andeutung des wirklich Gesprochenen; sagen wir *in Königsberg*, *in Preussen*, so hat *n* im ersten Falle die Bedeutung *ng*, im zweiten die von *m*. Ferner: wir schreiben *gut*; *g*, *u* und *t* sind uns gleich wichtig zur Erweckung der von uns gewollten Vorstellung; aber wenn wir schreiben: *er hat gut gesprochen*, so sagen wir in der alltäglichen Rede nicht *gut*, sondern *gug*, und *gut pariert* klingt *gub-bariert*.

Das müssen wir im Auge behalten, wenn wir die Schriftdenkmale würdigen wollen, die uns den älteren Zustand der Sprache in Bayern übermitteln. Die ganz getreue Wiedergabe des gesprochenen Wortes in Schrift und Druck ist ja heute noch ein frommer Wunsch. Sehen wir uns die Litteratur der alten und neueren Zeit darauf an.

In althochdeutscher Zeit war den Schreibern zunächst die Aufgabe gestellt, sich mit der romanischen Schrift zurecht zu finden, die Zeichen, die romanische Laute annähernd wiedergaben, auf den einheimischen

Lautvorrat zu verteilen und zu ergänzen. Das geschah nicht überall ganz gleich. Im eigentlichen Bayern z. B. brauchte man für den einzigen Verschlusslaut der Lippenreihe mit grosser Vorliebe *p*, für den der Gaumenreihe *k*: schrieb also *kepan*, während in Franken *b* und *g* dafür verwendet wurden: *geban*; in Alemannien schwankte der Gebrauch. In anderen Dingen stimmten Franken, Schwaben, Bayern, soweit es die mundartliche Verschiedenheit der Laute zuliess, überein; so in der Wahl des *z*, des *ch*, in den meisten Vokalzeichen. Ein Schreiber hat eben vom andern gelernt. Eine ziemlich feste Überlieferung war an den deutschen Namen entstanden, die man bei uns schon lange vor Karl dem Grossen viel besser zu schreiben wusste, als z. B. bei den Angelsachsen in England. Feinere Abstufungen, etwa zwischen verschiedenen *e*- oder *a*-Lauten, zwischen *ia* und *iæ* u. dgl. werden wir aber vergebens suchen. Trotzdem ist die Bezeichnung oft richtiger und genauer als bei uns; so wenn zwar *fallan* aber *der fal* geschrieben wird, wenn es zwar heisst *lioba* Liebe, *liobêr* lieber, aber *liop* lieb, *habên* haben, aber *hapta*. Doch wird fast durchweg, auch in Prosa, nur die deklamierte, gehobene Sprache geschrieben. Es ist eine ganz einzeltstehende Erscheinung, wenn in einer Würzburger Beichtformel aus dem neunten Jahrhundert und in ein paar anderen ostfränkischen Stücken der althochdeutschen Zeit Infinitive ohne *n* stehen: *faste* fasten, *wasge* waschen u. s. f.: Solche Formen der alltäglichen Sprache sind sonst vermieden worden. Dass sie aber allgemein vorhanden waren, und in viel grösserer Zahl als es nach den althochdeutschen Denkmälern scheint, ist nicht zu bezweifeln.

In der mittelhochdeutschen Zeit, ja schon in der Übergangsperiode ändert sich die Sache. Fehlt der lebendigen Sprache nunmehr der ruhige, stetige Fluss, trat ein Schillern der Laute ein, und wogten die Formen mehr ineinander, so erhielt auch die schriftliche Fassung ein bunteres, unbestimmteres Gepräge, und das Gefühl

für die Würde im schriftlichen Ausdruck trübte sich. Auf der einen Seite sträubte man sich lange, schon deutlich hörbare Lautfärbungen in der Schrift zum Ausdruck zu bringen. Für die Laute *ü*, *ö*, *öu* waren bisher keine Zeichen vorhanden. Man warf sie mit dem *u*, *o*, *ou* zusammen, aus denen sie entstanden waren, und schrieb im 12., 13. Jahrhundert, ja bis ins sechzehnte hinein, immer wieder *kunig*, *horen*, *gloubig*, wo man schon längst *künig*, *hören*, *glöubig* sprach; ähnliche Ansätze zu einer historischen Rechtschreibung sind noch mehr zu beobachten; ja es mögen auch Formen geschrieben worden sein, die im mündlichen Gespräch längst nicht mehr galten. So sind vielleicht die Formen wie *schal*, *quemen*, *soll*, *kommen*, die in bayerischen Denkmälern des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts weit verbreitet sind, damals aus dem Mund der Bevölkerung schon geschwunden gewesen, waren andere, wie *hüenre* Hühner, *chörnre* Körner ihm vielleicht von jeher fremd und verdanken ihr Dasein nur der Überlegung der Schreiber. Auf der anderen Seite aber dringt doch auch die gesprochene Rede jetzt viel deutlicher in die schriftlichen Aufzeichnungen herein. So scheiden die bayerischen Handschriften des 13. Jahrhunderts z. B. scharf zwischen *æ* und *æ* (*næterinn* nicht *neterinn* [auch heute *näteri*], *gslæht* Geschlecht, nicht *gsleht*, aber *er pechet* bäckt, *erzellen* erzählen u. s. w.), kürzen die Worte zu ganz ungewohnten Bildern (*ghören gnuk*, *amplæut* Amtleute, *wenk* wenig, *zdheiner zit* zu irgend einer Zeit, ja im 14. Jahrhundert machen sich Bestrebungen bemerkbar, die gerade auf streng phonetische Schreibung abzielen, wir haben besonders aus München Urkunden, worin z. B. helles und dunkles *a*, langer und kurzer Vokal unterschieden werden. Später noch werden ungescheut Formen wie *kinig*, *durchleichtig*, *heiser* geschrieben. Wie wenig man den Dialekt zu verschleiern suchte, beweist der Umstand, dass in Abschriften von gereimten Dichtungen die Abschreiber ihre Sprechweise festhielten, selbst wenn der Reim

dadurch litt oder verloren ging. Nur in einem Punkt kommt die Schrift der alltäglichen Aussprache nicht nach: die Abwerfung des *n* wird überall übersehen, die Infinitive heissen beständig *sechn*, *brinnen*, *lauffen* oder *lafn*. Man hatte eben für den Nassallaut *ã*, *ẽ* kein besonderes Zeichen, so gab man ihn durch das Zeichen des Lautes wieder, den er hier grammatisch vertrat. Ja man glaubte vielleicht wirklich ein *n* zu sprechen.

Im 17., 18. Jahrhundert stellt die Schreibung in Altbayern gewöhnlich den gemässigten Dialekt dar. Man schrieb wieder deklamierte Sprache oder steifen Amtsstil, in beiden Fällen wurden wie früher Formen mitgeführt, die aus der Volkssprache, wohl auch aus der städtischen geschwunden waren, so die Verkleinerungsformen auf *lein*, einzelne *ö*, *ü*, *äu*. Das Schreibsystem ist — soweit nicht Einflüsse von aussen hereinspielten, die ich unten eigens zu besprechen habe — ziemlich klar. Ein paar Proben mögen dies veranschaulichen. Ich bemerke dazu, dass *ai* für *oa* (*àə*), *ä* für helles bayerisches *á* gebraucht ist. Affektierte Leute mögen wohl nach der Schrift *ai* und *ä* gesprochen haben, oft auch am unrechten Ort, wie unten bei *thain* = *toan* thun. Ich teile einen Vers aus der Klage der Maria aus Ägypten mit, wie sie in dem Münchener Liederbuch Convivium Marianum (1637) steht;

*Zur Kirch bin ich oft gangen,
Auss andacht (leider) nit,
Allain im schneden brangen,
mit frechem appetit
Dass ich allein kund schaden thain
der junckfräwlichen gmain!
Zu dem Altar den Ruggen,
dass Gsicht dem Cavalier,
Allzeit das Hertz vol Muggen
Nach junger Welt manier.*

Aus etwas jüngerer Zeit stammt folgender Vers aus Jak. Baldes »Lob der Dürren« (gedruckt 1647); ich gebe ihn nach einer handschriftlichen Überlieferung:

*Wann gstorben ist der mager
 vnd seine Painer gstrekt
 wird er von ainem trager
 ring auf den freithof glegt
 Ohn mühe, schröck oder grausen
 sein grabschrüfft alzeit laut
 hie rueht in seiner Clausen
 Herr N N von Painhausen
 sein leib war Pain vnd haut.*

Aus dem vorigen Jahrhundert stehen zahlreiche Proben einer mässig verfeinerten Umgangssprache aus Bayern zugebote. Hier nur ein paar. In den Schauspielen des Dachauer Schulmeisters Franz Kienast, der ein belesener und sprachkundiger Mann war, reden die Ritter und Könige, auch wenn sie auf hohem Kothurn einherschreiten, unverkennbar altbayerisch. So im *Clarindus* (1759), wo der Held das Stück beginnt:

*Gnueg: genuag: ich alles fassze
 klärer diss nit wohl seyn kundt
 Volgsamb mir es g'fahlen lasfze
 als wärs gsagt aus Gottes Mundt.
 Ewig, ewig ist erschröcklich
 thuet durchtringen s'march im Payn
 wems zur gwahrnung nit erkleklich
 härter ist als Kislstein u. s. w.*

und die Welt ihm entgegnet:

*Was Clarinde! thuet dich trukhen
 sheint, du seyest ganz bestirzt:
 Schlage aus dergleichen Mukhen
 sonsten s'leben wirdt abkirzt.*

Eine gleichartige Probe bietet uns die Chronik des *Consiliarius ecclesiasticus Frisingensis* J. J. Pämer, also wieder eines studierten Herrn, gleichfalls aus der Mitte des 18. Jahrhunderts. Eine Stelle daraus lautet:

*In disem Fahre 1748 ist das schene Königreich
Valentien, anliegend an **Murtien** zu Spanien gehörig,
 sonderbahr die haubt Statt diss Namens samt mehristen
 Gottsheusern u. kostbahrsten Gebeyen mit viller 1000 Per-*

sönen, Klöster geistl. u. weltlichen Leithen auf Verhengnuff Gottes durch Erdbüben undter und über sich gekeheret (!) ellendiglich zu Grundt gangen, welches Unglikh vor 2 Jahren auch die schene Insl Lima in Asien, auch der Cron Spanien zuegehörig erfahren, welche Insel bis **dato** versunkhen ganz im Meer stehet.

Hier hat sich der Verfasser noch auf der Höhe der bayerischen Sprechart gehalten. An anderen Stellen kommt in Formen wie *verfiehrerisch*, *schödlich*, *öllend*, *schnell*, *eingefahren schmirben*, *bräv* (d. i. bayerisch *bráv*), *Husärn*, *nachend* nahe, *saubahren*, *gehilz*, *pam* Baum, *Churbrünz*, *teift*, *gespäss* (d. i. *g'shpäss*), *pfünstag*, *pfälzler* die verfeinerte (städtische) Mundart zum Vorschein, zwischen denen sich die französischen Modewörter sehr sonderbar ausnehmen. Mit dem Ende des 18. Jahrhunderts schwindet in Altbayern jene Form der Schriftsprache, die nur ein etwas abgetöntes Bild der heimischen Umgangssprache der mittleren Stände darstellt.

In Schwaben liegen die Verhältnisse fast gleich; auch hier spiegeln viele Denkmäler örtliche Eigentümlichkeiten der Sprache, ohne aber die gröbste Form anzustreben. Im 15. Jahrhundert begegnen uns in Augsburger Chroniken viele dutzendmal Formen wie *pisch-tum*, *zesamet*, *daurnauch*, *mit fiessen*, in Drucken *wir sehe*, *nieme*, *er haut*, an verschiedenen Orten *vo* für von, *send* für sollen, *dient* = sie thun, *send* sind, *denst* Dienst, *fred* Freude, *glaben* glauben, *nui* neu u. s. w. Daneben, oft in den gleichen Denkmälern, herrschen aber idealisierte Wortbilder, die der lebendigen Rede nicht entstammen und nicht entsprechen. Sie nehmen in Schwaben rascher überhand als in Bayern. In Franken und in der Pfalz, auch in Nürnberg sind vor 1500 noch Spuren einer getreueren Wiedergabe des gesprochenen Wortes ausserordentlich häufig zu finden. So wenn die dunklen *a* durch *o* wiedergegeben werden, wenn es heisst *grof*, *mog*, *noch*, wenn im Norden die Infinitive ihre Endung verlieren, *drink*, *breng*, *iag* für trinken, bringen, jagen, wenn *derfen* für dürfen, *zehet* für Zehent geschrieben

wird, wenn es in pfälzischen Urkunden heisst: *wir bient, wir hane, deurfer* u. s. w. Auch Hans Sachs beflissigt sich einer Schreibung, die den heimischen Lauten gerecht wird, aber, wie es scheint, nur um dem Leser die rhythmische Lesung der Verse nahezulegen, und um den Reim deutlich hervorzuheben.

Seit Ende des 16. Jahrhunderts kann im ganzen nördlichen Bayern die herrschende Schreibart nicht mehr als ungenaues Bild der jeweiligen Volkssprache bezeichnet werden, aus der Volkssprache stammt weder die lautliche Zusammensetzung, noch auch der Wortgebrauch und Satzbau. Sehen wir uns in Bayern und Schwaben etwas genauer um, so finden wir, dass auch dort ein grosser Teil der Schrift- und Druckwerke soweit von der Umgangssprache, sogar des städtischen Bürgers abweicht, dass man unmöglich glauben kann, dass die Schrift den Dialekt, nur etwas verwässert, wiedergebe. Auch die Amtssprache vom 15. Jahrhundert ab kann nicht aus einer Erstarrung von früher an Ort und Stelle Lebendigem erklärt werden.

Wir müssen uns erinnern, dass die Sprache des einzelnen wie grosser Gruppen sich nicht bloss zwischen zwei festen Formen der lebendigen, mündlichen Rede und ihrem blassen ungenügenden Abbild, der Schriftsprache oder der papierenen Sprache, wie man jetzt mehr treffend als geschmackvoll sagt, bewegt, sondern dass eine ganze Reihe von Abstufungen vorhanden ist, und dass diese durch gegenseitige Rücksichtnahme sprachlich verschiedener Gruppen bedingt sind. Diese Gruppen können örtlich getrennt sein oder nach Stand und Bildungsgrad. Dass selbst der Bauer meist zweierlei Register ziehen kann, ist oben schon berührt. In der Stadt mehren sich die Sprachregister auf drei, vier und mehr, und kommen gar vielfache Spielmischungen vor. Das feinste, vollkommenste Register ist die Schriftsprache des Dichters, die Deklamation des Schauspielers.

Wie die örtlichen Verschiedenheiten entstehen, ist oben besprochen. Es erübrigt, die zweite Gattung

im Hinblick auf Bayern zu untersuchen und ihren Ursachen und Wirkungen nachzugehen. Woher kommt vor allem die Sprechweise der Gebildeten? Es wird nicht zu kühn sein anzunehmen, dass mit der Sonderung der Stände, mit der Trennung von Hoch und Nieder, von Adel und Gemeinfreien, von einfacher und von verwöhnter Lebensführung, sich nicht bloss körperliche Unterschiede, sondern auch sprachliche herausgebildet haben. Die höhere Kultur beeinflusst nicht nur die Begriffswelt, sondern auch die Verbindung der Begriffe in der Rede und die sinnliche Seite der Sprache, den Klang. So wird ein Schriftstück schon in der althochdeutschen Periode verschieden gefärbt gewesen sein, je nach dem Stand und dem durch ihn bedingten Umgang des Schreibenden. Der vom Pflug weg ins Kloster getretene Mönch sprach und schrieb anders als sein Abt aus fürstlicher Familie. Aber er mochte sich bemühen, es diesem gleichzuthun, und erreichte wohl eine Stufe über der Sprache des Elternhauses, ohne doch alle Spuren der alten Gewöhnung ablegen zu können. So ist es zu erklären, dass z. B. nirgends die Formen *ez*, *enkêr*, *enk* vorkommen. Sie waren offenbar nicht vornehm. Die landschaftliche Färbung bleibt vorerst unangetastet; nur dass in der Schrift die oben geschilderte Abschwächung eintritt. Es fragt sich, ob viele der althochdeutschen Sprachdenkmäler Bayerns auf diesem einfachen Weg ihre sprachliche Gestaltung erhalten haben. Wer schreibt, liest auch, und wir wissen, dass Handschriften von Kloster zu Kloster wanderten, um gelesen und — abgeschrieben zu werden. So ging es z. B. dem Evangelienbuch des Otfried von Weissenburg. Wir haben ein in Freising geschriebenes Exemplar desselben. Der Abschreiber mischte in die fränkische Vorlage eine Menge bayerischer Formen; er wird aber umgekehrt auch durch sein Original mit fränkischen Lauten vertrauter geworden sein und auch bei eigenen Arbeiten dazwischen einmal fränkischer Schreibart bewusst oder unbewusst den Zutritt gestattet haben, zumal wenn er

voraussetzen durfte, dass seine Schriften ausserhalb Bayerns gelesen würden. Jedenfalls wird er in solchen die Wendungen, Formen, Laute, die er als ausschliesslich bayerisch erkannt hatte und verwendete, wenn nicht geradezu fränkische, so doch solche, die dem Bayerischen und Schwäbischen gemeinsam waren. Übertrieben rücksichtsvoll waren jedoch die Schreiber in den bayerischen Landen nicht. Es wird kein Denkmal überliefert sein, das den Heimatsdialekt des Schreibers völlig verleugnet. Kein Schriftsteller Bayerns oder Schwabens hat in der von manchen Gelehrten angenommenen rheinfränkischen Hofsprache geschrieben.

In den Klöstern, aber auch an den Höfen, im Feldlager, auf Fürstentagen war Gelegenheit zum mündlichen Verkehr mit Männern anderer Mundart. — Es wiederholte sich hier, was oben von Ausgleichungen innerhalb des groben ländlichen Dialekts kleinerer Distrikte bemerkt wurde. Auch in der lebendigen Rede trug hier, wer nur immer die geistige Beweglichkeit hiefür hatte, dem gegenseitigen Verständnis Rechnung. Durch das Gespräch mit Männern aus anderen Gauen wurde der einzelne sich erst der Besonderheiten seines Dialektes bewusst, und neben dem Wunsche, leicht verstanden zu werden, mag die rein menschliche Scheu vor auffälliger Sonderstellung die Abschleifung der grössten Eigentümlichkeiten begünstigt, ja sogar den Eintausch von Worten und Formen veranlasst haben. Wie leicht nimmt heute noch ein Bayer, auch wenn er gar keine Lust zum Nachäffen besitzt, bei einem längerem Aufenthalt im Norden die Form »ne« für »nein« und dergleichen an. Freilich dürfen wir den seltenen Fall, dass ein Bayer aus dem Norden als ein Norddeutscher zurückkommt, nicht als die Regel ansehen. Auch in alter Zeit war die Wirkung eine ziemlich oberflächliche. Erst in mittelhochdeutscher Zeit, wo die Berührungen der Kleriker, wie der Ritter häufiger wurden und z. B. auf den Kreuzzügen lange anhielten, wo zumal auch die Dichter an den Höfen unter sich und mit den Grossen des

Reiches verkehrten, ging die Ausgleichung etwas tiefer. Jetzt konnte man von einem oberdeutschen Kanon, einer Durchschnittsform sprechen. Dass die gleichzeitige Volkssprache die Vereinigung erleichtern musste, ist oben schon auseinandergesetzt. Nur dürfen wir uns nicht vorstellen, dass Wolfram von Eschenbach, Walter von der Vogelweide, der Dichter des Nibelungenliedes ihre heimatliche Mundart gänzlich verleugnet hätten. Man wird sie ihnen ebenso angehört haben, als z. B. Schillern sein Schwäbisch im 18. Jahrhundert. Aber Unterschiede, die in der Schrift ausgedrückt hätten werden können, gab es nur wenige.

Leute, die nicht viel deutsche Bücher lasen, die nicht über ihre alltägliche Umgebung hinaus kamen oder auch sich in ihren Schriften nur an die nächsten Nachbarn wenden wollten, blieben von der neuen Errungenschaft ausgeschlossen. Je mehr die Muttersprache in Verwendung kam, desto weniger war es geboten, den schriftlichen Ausdruck an fremden Vorlagen zu lernen. Daher die eigentümliche Erscheinung, dass fast gleichzeitig mit der litterarischen Verwendung der Gemeinsprache auch die Mundarten sich breit machen.

Nach der bisherigen Darstellung ist es kaum mehr nötig, hervorzuheben, dass das klassische Mittelhochdeutsch, also die Sprache Wolframs, Walters, Gotfrids von Strassburg, des Nibelungenliedes, nicht der alemannische Dialekt ist. An dem Irrtume ist zumeist wohl J. P. Hebel unschuldig schuld. Weil seine alemannische Sprache, wie sie geschrieben ist, in vielen Lauten und Formen dem Mittelhochdeutschen der besten Zeit sehr ähnlich ist, hat man kurzweg das letztere als alemannisch bezeichnet. Wollen wir ja der höfischen Sprache eine mundartliche Färbung zuerkennen, so stimmt das Bayerische vor 1200, besonders aber das Ostfränkische des ganzen 13. Jahrhunderts, viel besser zu ihr als das Südalemannische. Nur müssen wir uns an Stelle der jetzt herkömmlichen Orthographie die ächte der Handschriften denken, wenn wir Vergleiche anstellen

wollen. Die wichtigste Übereinstimmung zwischen der höfischen Sprache und dem Fränkischen besteht in der Durchführung des lautlosen *e* in den Endungen, während das Bayerische öfter noch *i* zeigt, das Schwäbische, zumal das südliche und südwestliche, altes *i* und *o*, „ sehr häufig erhalten hat.

In Dichtungen von vielen, vielen Tausenden von Versen, in zahlreichen Handschriften breitete sich die geschriebene neue Sprache in ganz Oberdeutschland aus. Ja, auch nach Mitteldeutschland drang sie; vor allem ist die Pfalz von ihr erobert, auch in Niederdeutschland war sie durchaus nicht unbekannt. Aber sie hatte kein langes Leben. Die neue Spaltung der oberdeutschen Mundarten, wodurch die bisherige Literatursprache allenthalben bald weit von der Volkssprache getrennt wurde, entzog ihr den natürlichen Boden. Da, wo man ihr früher schon ferner stand, und wo die neuen Laute gar nicht, oder doch viel später Aufnahme fanden, im südlichen Schwaben, in der Pfalz blieb man ihr noch eher treu. In Bayern, der Oberpfalz, in Ostfranken und im nördlichen Schwaben erkannte man sie seit etwa 1300 nicht mehr an. Wo man überhaupt eine Gemeinsprache anstrebte, nahm man die bayerisch-österreichisch gefärbte oder eine der umgebenden Landschaft entsprechende Form an.

Um das Jahr 1300 schrieb man also in amtlichen Ausfertigungen in den bischöflichen Kanzleien von Salzburg, Freising, Passau, Regensburg, Eichstätt, Bamberg, in den herzoglichen des oberen und niederen Bayerns, den burggräflichen von Nürnberg, in den städtischen bis nach Hof hinauf eine Sprachform, die nicht mehr mittelhochdeutsch im gewöhnlichen Sinn ist. Eine Probe aus den Münchener Rechtsaufzeichnungen von 1314—16, den sogenannten Consules möge zeigen, wie sich die Sprache in München gestaltet hatte. Es heisst da z. B.

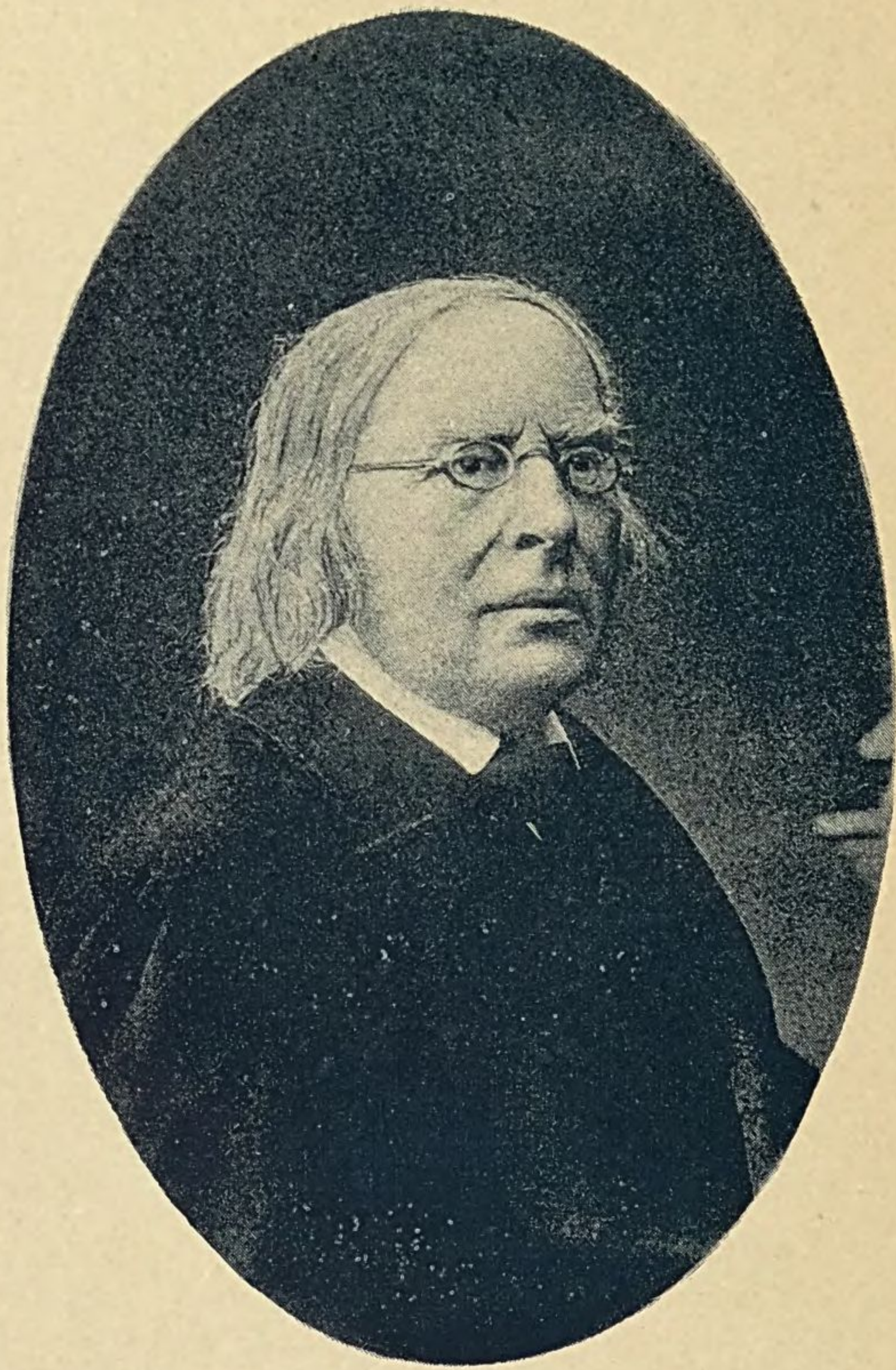
Wir verpieten als¹⁾ spil do man mit pfenning verlieren²⁾ macht³⁾ niur⁴⁾ pret spil und sachzagel⁵⁾ und aufer albe der stat chugelspil mit matzen⁶⁾ und mit

*cholben und mit armbrüsten zû dem zil, und swer dar
ûber spilt, swaz da gewonnen wirt, dez sol nieman
schûldich sein ze geben noch geben, under⁷⁾ gwinner vnder
fliezer ietweder geit⁸⁾ dem richter LX S c (ivitati) ð ƿ⁹⁾.*

¹⁾ alles, ²⁾ verlieren, *fliezer* Verlierer, ³⁾ möchte, könnte, ⁴⁾ nur, ausser, ⁵⁾ statt *schachzabel* Schachtafel, Schachbrett, ⁶⁾ wie *cholben* ein Stück Holz zum Schlagen der Kugeln, ⁷⁾ und der, ⁸⁾ jeder giebt, beide geben, ⁹⁾ ein Pfund Pfennige.

Wie wenig fest die neue Schriftsprache war, zeigt ein oberflächlicher Vergleich der Münchener Urkunden unter sich und mit anderen altbayerischen, oberpfälzischen oder ostfränkischen Aufzeichnungen. Überall herrscht Schwanken und Unsicherheit; am klarsten ist die Sprachform noch im eigentlichen Bayern. Bewusste Rücksichten auf mitteldeutsche, auf fremde Leser überhaupt lassen sich hier im 14. Jahrhundert kaum verspüren; Beeinflussungen mögen bei der grossen Ausdehnung der Wittelsbacher Besitzungen immerhin stattgefunden und den ersten Keim zum späteren Ausgleich gelegt haben. Stärkere Mischung zeigt sich in Bamberg, zumal aber im Burggrafen- und Voigtland. Hier sehen wir ein buntes Durcheinander. In Hof z. B. wird bald nach der voigtländischen Weise von Gera und Weida, bald nach bayerisch-burggräflicher von Nürnberg geschrieben.

Wie weit die Dichter in Bayern noch an der alten Sprachform festgehalten haben, lassen die Ausgaben schwer erkennen, die alle Texte der besseren Epigonen in die mittelhochdeutsche Normalsprache gezwängt haben. Die Reime zeigen, dass die alte Strenge der Sprache nicht mehr zu erreichen war, und die Handschriften, dass die Abschreiber und wohl auch die Leser keine grossen Ansprüche an die Reinheit des Ausdruckes stellten. Hadamars von Laber Jagd (gedichtet in Bayern um 1335) ist uns in Handschriften überliefert, die ganz nahe an die Entstehungszeit hinaufreichen, sie zeigen keine andere Sprachform, als die Prosahandschriften derselben Zeit, und dass der Dichter *au* für *û* sprach, ist Reimen, wie *bouwen: schouwen* zu entnehmen, die



Dr. Carl Frommann

klassisch *bûwen: schouwen* hiessen, also nicht reimten. Am Schluss des Jahrhunderts und später ist die mittelhochdeutsche Dichtersprache in Bayern und Ostfranken sicher völlig überwunden. Ein annähernder Ersatz dafür war aber noch nicht gefunden. Der Ausgleich nahm zwar wieder zu, aber zunächst nur in Kreisen, wo der Unterschied von vornherein nicht gross war. Auch sind manche Übereinstimmungen nur wie eine Mode vorübergehend festgehalten worden, so um den Anfang des 15. Jahrhunderts im östlichen Bayern die plötzlich allgemein gewordenen Formen, wie ich *kennat, holat* kannte, holte, die bald wieder verschwinden. Es wuchs die Mannigfaltigkeit und Unsicherheit und, da alles erlaubt schien, die Roheit. Am nächsten kamen einer weithin brauchbaren Gemeinsprache die Schriftstücke aus der mittleren Maingegend, die in ihrer Lautbezeichnung auch mitteldeutschen Lesern nicht eben fremdartig vorkommen mochten. In Schwaben, am unteren Main, im nördlichsten Franken, in der Pfalz, wohin die bayerischen Vokale erst später drangen, fehlt eben darum in der Schriftsprache das sofort in die Augen fallende Band. Gleichwohl lässt sich auch hier eine Ausgleichung, ein Erheben über den Ortsdialekt wahrnehmen. In Augsburg z. B. schwanken die Schreiber und später die Drucker zwischen drei Systemen. Bald wählten sie den Augsburger Dialekt; schrieben also *remischer Kinig, daurnauch, sampnoten* (sammelten), *teusch* (deutsch), *steür, tuifel, glösern*, oder sie schlossen sich mehr dem Osten, den bayerischen und österreichischen Schriften an und liessen die *au* für *ā* beiseite (also *rat, nach, fragen*), oder endlich, sie schrieben für südschwäbische und alemannische Leser, also *sin, min, lût, hus, zû æscho* (zu Asche), *frôd, gecrûzigot* u. s. w. In einer Augsburger Reimchronik des 15. Jahrhunderts erscheint sogar eine süd- oder westschwäbische Schriftsprache mit Reimen, die zu keiner der schwäbischen Untermundarten stimmen dürften, so *man: stan* (stehen), *stat* (Stadt): *hat*; es sind dies Reime der Feder, nicht des Mundes, für die

Augen, nicht für die Ohren. Im Südschwaben selbst herrscht gemässigter oder auch reiner Dialekt. So schreiben kaiserliche Beamte in Lindau in Briefen an den Kaiser noch 1495 *hoptlut* (Hauptleute), *tusig* (Tausend), *gnedigust*, *sin* (sein), *hus* (Haus) u. s. w. Auch in Ulm, Memmingen, Kempten, Kaufbeuern scheint in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts die Schriftsprache höchstens verschiedene schwäbische, aber nicht oder nur ganz ausnahmsweise fränkische, bayerische oder gar mitteldeutsche Elemente zu enthalten.

Auch in der Rheinpfalz und im rheinfränkischen Teile Unterfrankens ist eine Mischung von Formen und Lauten der nächstverwandten Gebiete zu beobachten. Örtliche Besonderheiten treten hinter dem Gemeinsamen etwas zurück. Der Norden findet seine Stütze in der benachbarten Moselgegend, der Osten an dem Neckarfränkischen, der Süden am Alemannischen und Niederelsässischen. Gewisse orthographische Regeln verbreiten sich weithin, so nördlich die Schreibungen mit *oi*, *ai* für *ō*, *ā*, z. B. *hoiber* (Huber), *doirstag*, *naich*. Daneben, oft in den gleichen Denkmälern, stehen südliche Formen. Endlich dringen aber auch Laute herein, die nirgends in der Pfalz zuhause sind; neben dem pfälzerischen *dun*, *raden*, *dag*, *pund*, *pleger*, *pründ* findet man auch *tün*, *raten*, *tak*, *phund*, *phleger*, *phründ*, das ist wohl *pfund*, *pfleger*, *pfriünd*. In Speier sind diese alemannischen oder ostfränkischen Formen sogar die Regel. Natürlich bringen die eingewanderten Buchdrucker, wie Knoblochzer in Speier, ihre Heimatsprache auch in ihren Drucken zur Geltung und vermehren so die Buntheit der Büchersprache. In ländlichen Weistümern und in Urkunden abgelegener Orte, z. B. denen des Klosters Otterberg, ist der Einfluss von weiterher nicht so zu spüren. Bayerische Einwirkung, woran man wegen der gemeinsamen Herrscherfamilie denken könnte, lässt sich noch nicht entdecken.

Die bayerisch-österreichischen Schriftstücke selbst zeigen dagegen jetzt in wachsender Menge besonders

um die Wende des Jahrhunderts Neuerungen, die ihnen von aussenher zugekommen sein müssen. Diese Neuerungen treten denn auch zuerst fast ausschliesslich in Mitteilungen nach dem Norden auf. Man pflegt die Sprachform, die bei bayerisch-österreichischem Grundton fremde, nämlich mitteldeutsche, Anklänge enthält, als die kaiserliche Kanzleisprache zu bezeichnen und ihre Anfänge in die Zeit Karls IV. zu verlegen. Damals, heisst es, war am kaiserlichen Hofe in Böhmen die Vermischung von Nord- und Süd, von ober- und mitteldeutschen Sprachformen nahegelegt. Es ist hier nicht angezeigt, ausführlich zu untersuchen, wie weit die kaiserliche Kanzlei der Litteratursprache vorausgeeilt ist, wie weit die Dichter, Geschichtschreiber und andere Prosaiker, unabhängig von der kaiserlichen Kanzlei ihre Sprache zur Gemeinsprache gestalteten. Nur soviel muss bemerkt werden, dass die Schreiber der luxemburgischen und habsburgischen Ämter durchaus keine in allen Einzelheiten feststehende Grammatik oder auch nur Schreibregel zur Verfügung hatten. Gemeinsam ist ihnen allen nur das Bestreben, die bestehenden Unterschiede zwischen Süd und Nord in der Schrift nicht zu stark hervortreten zu lassen. Es wird also von vielen auf die Bezeichnung des Diphthonges in *guet*, *güete* verzichtet und *gut*, *güte* geschrieben; es wird die verschiedenheit der Umlautsverhältnisse verdeckt und der Umlaut nach mitteldeutscher Weise gar nicht ausgedrückt: *ich mug* möge, *kunig* König, *unser* bayerisch *ünser*, man frischte vor allem die alten, gerundeten Vokale wieder auf, die im Norden besser sich erhalten hatten als im Süden, schrieb *römisch*, *leute*, *glücklich*, nicht *remisch*, *leite*, *glicklich*, man schrieb *konig*, *sondern*, *sontag* für *kunig*, *sundern*, *suntag*, nahm die mitteldeutschen Endungen *-lich*, *-in* für die volkstümlichen *-leich*, *-ein* an, also *sicherlich*, *guldin*, ja sogar oft *mærlin* für *sicherleich*, *guldein*, *mærllein*. Noch aus Kaiser Maximilians Kanzlei kamen aber zahlreiche Schriftstücke, die äusserst geringe Rücksicht auf den Norden

nehmen. In Bayern, wo die Beziehungen z. B. zum kursächsischen Hof gar nicht besonders lebhaft waren, bleibt zunächst eine wesentlich bayerische Schreibform gewahrt, die nur ganz vereinzelte Spuren fremden Einflusses zeigt. So heisst es z. B. im Primogeniturgesetz von 1506:

Vnnser bruder herczog Wolfgang sol auch on sonnder verwilligung vnser herczog Albrechts oder vnnser regirnden sons oder erben von den steten slossen vnd guotern nichts verseczen verkauffen noch verkomern, aber zu seiner sel hail sol er viertausennt guldein — zu uermachen gewalt haben. Hier weist *son* und *sonnder*, *kommer* über Bayern hinaus, bayerisch müsste es *sun*, *sunder* heissen. In der bayerischen Dichtung und Geschichtschreibung der Zeit wird wohl eine weniger gefärbte Sprache angestrebt, aber ohne rechten Erfolg. Ulrich Fuetrer z. B. (um 1480) bleibt in seinen Dichtungen bayerisch, trotz der zahlreichen Endungs-*e*, die er an rechter oder falscher Stelle anhängte. Aventin, der gewaltige Meister der deutschen Prosa, hatte den Ehrgeiz nicht, seinen angestammten Dialekt ganz zu verschleiern, er schreibt entschieden bayerischer als die herzoglichen Schreiber und vermied auch örtliche Eigentümlichkeiten, wie die Endung *-um* für *-ung* nicht. Ganz bayerisch ist auch Bertholds vom Chiemsee »Tewtsche Theology« (1528). Sein Stil ist ausserordentlich klar und durchsichtig. Aber seinen Wortformen sieht man an, dass er wirklich keinen Wert darauf legte, »*lustigs fürtrags vnd gezielter wort*« zu reden, wie die Reformatoren, die er deshalb tadelt. Geradezu barbarisch wird die Sprache der Chronikenschreiber von Regensburg, Mühldorf durch das Bemühen sich über die alltägliche Sprache zu erheben. Man muss sich eine Weile besinnen, um Formen wie *brüester*, *freilen*, *lüffen*, *behuel*t zu verstehen.

Im Laufe des 16. Jahrhunderts gleicht sich die Amtssprache, vor allem die herzogliche, etwas mehr der mitteldeutschen an; aber noch im siebzehnten und am Anfang des 18. Jahrhunderts kann man sie nicht schlecht-

weg hochdeutsch in unserem Sinne nennen, sondern sie ist meist oberdeutsch mit *ue* für *u*, ohne Endungs-*e* und reich an sonstigen Spuren aus der bayerischen Mundart. Wie auch die schöne Litteratur in Altbayern weit von der Sprache eines Opitz entfernt war, konnte das oben angeführte Beispiel aus Baldes Agathyrus zeigen. Auch ernster gehaltene Dichtungen sind unverkennbar bayerisch. Natürlich gilt dies nicht nur von München, sondern von ganz Bayern und der Oberpfalz. Vergeblich bemühte sich der verdiente Regensburger Gelehrte J. Prasch darum, wenigstens die Orthographie seiner Landsleute in grössere Übereinstimmung mit der des Nordens zu bringen. Auch für das protestantische Deutschland bestimmte Schriften nähern sich der Sprache Luthers nicht, so z. B. die Streitschriften des Jesuiten L. Forer, die bald zu Dillingen, bald zu Amberg oder Ingolstadt und Straubing gedruckt, ihren Ursprung durchaus nicht verleugnen, wenn sie auch grobe Dialektformen meiden, *buech*, *rueffen*, *buess*, *trucken* (trocken), *vergunnt* und ähnliche Formen kehren fast auf jeder Zeile wieder. Sie können übrigens nicht alle schlechtweg als bayerisch betrachtet werden. Sie weisen teilweise auch nach Schwaben hinüber. Die gemässigte bayerische Büchersprache kann man deshalb ganz gut als oberdeutsche Schriftsprache bezeichnen. Es wäre falsch, behaupten zu wollen, dass im 17. Jahrhundert Altbayern einer im übrigen Deutschland bestehenden Schriftsprache eigensinnig widerstrebt habe. Die Schriftsprache des mittleren Deutschlands war keineswegs fest und fertig. Hinter Altbayern aber stand die Oberpfalz, ganz Österreich und bis zu einem gewissen Punkt auch Schwaben. Ja man scheint in Bayern gerade das Schwäbische mitunter als Zwischenstufe zwischen der bayerischen und der allgemeinen Schriftsprache betrachtet zu haben, man gebrauchte z. B. das schwäbische Deminutiv auf *le*, *fraile*, *kindle*, um die Form der groben Mundart zu vermeiden — gerade wie heute. Es war eine Machtfrage, ob der Süden und Norden für alle Zeit getrennt gehen oder

eines sich dem andern fügen sollte. Die bessere Pflege deutscher Dichtung und deutscher Schriftstellerei überhaupt, die theoretische Behandlung der deutschen Sprache durch hervorragende Grammatiker hat dem Norden zum Siege verholfen, und schon in der eben besprochenen Periode schlossen sich einzelne auch in Bayern und Schwaben ganz dem Norden an, zumal natürlich Männer, die persönlich in Beziehung zu den nördlichen Litteraturkreisen standen oder Mitglieder einer der Sprachgesellschaften waren. Dass die oberdeutsche Gemeinsprache mit Liebe und Verständnis fortgebildet recht gut allen Bedürfnissen hätte genügen können, ist gar nicht zu bezweifeln. Wie gut sie zu ernster Dichtung sich eignete, möge ein Beispiel aus dem Ende des 17. Jahrhunderts zeigen. In einem Münchener Codex, demselben, der Baldes Lob der Mageren enthält, stehen u. a. folgende Verse, die freilich kaum in Bayern verfasst sind:

*Ir Päum vnd bletter manher art
Das grüne grasz vnd kräutlein zart
Ir Prünlein khiel vnd Pächlein klein
helfft lobm den geliebten mein*

oder

*Het nur ein mal ein endt der krieg
wir wolten spizen vnsere pflüeg
die spiesz vnd kling verschmiden
Das geb vns der allmechtig Gott
Das Burger vnd Paurn auch ir Prot
genieffen khinden im friden.*

Man lese natürlich auch in diesen Versen *ie*, *üe* und *ü* als *ië*, *ä* als *á*.

Der schlimmste Feind der oberdeutschen und gar der bayerischen Schriftsprache war das unzeitige Pathos und die Fremdwörtersucht. So wenig sich bayerische Schriftsteller in der Regel nach der nord- und mitteldeutschen Litteratursprache richteten, so schnell bürgerte sich der Bombast der zweiten schlesischen Schule ein, und so gründlich ahmte man die abscheuliche Sprachmischung nach. Noch tief in das achtzehnte Jahrhundert

herein reicht bei uns die Geschmacklosigkeit des siebzehnten, und sie hebt sich durch die uns bäurisch vorkommende Sprache noch mehr heraus als anderwärts. Es fehlte fast vollständig an Stilgefühl. Wortschatz, Bilderschmuck und Syntax blieben sich, solange man nicht geradezu bäurische Mundart schrieb, bei den verschiedenartigsten Litteraturgattungen nahezu gleich. Eine kleine Probe aus Franz Kienast's Schauspiel »Joanna von Arc« (Dachau 1770) wird mich jeder weiteren Ausführung überheben. Die Schluss-*Aria* heisst hier:

*Nach erhaltener victori
secht Joanna in der Glori
wirdt floriern ewiglich
vnd in gott erfreun sich
Gleichfahls Christus s'höchste Guett
allhier zu einladn thuet
vnd für seelig den erkennt
der verharret bis ans Endt.*

Der Vers ist lange nicht der schlimmste bei Kienast, aber um so mehr geeignet, ein billiges Urteil über den Stand der Dichtersprache in Altbayern zu ermöglichen. Zahlreiche Seitenstücke liefern die Volksschauspiele in A. Hartmann's Sammlungen.

Noch das achtzehnte Jahrhundert entscheidet über den Sieg der mitteldeutschen, der »meissnischen« Schriftsprache in Altbayern. Die grossen Dichter, die Grammatiker des Nordens, vor allen Gotsched wirkten nachhaltig auf ganz Deutschland ein. Kurfürst Max Joseph erliess 1765 eine Verordnung, dass »an die Excolier- und Auszierung unserer deutschen Muttersprache, welche bisher nicht wenig in hiesigen Gegenden vernachlässiget worden, nach dem Beyspiele anderer benachbarten deutschen Staaten ernstliche Hand« angelegt werde. Die neugegründete Akademie liess eine deutsche Grammatik ausarbeiten, die durch kurfürstliches Privileg zum Unterricht an den Schulen bestimmt wurde. Rasch reiften die Früchte dieser Bemühungen für Altbayern

und die Oberpfalz. Noch vor Schluss des Jahrhunderts schrieb man hier sogut hochdeutsch als irgendwo anders im Reich.

In Schwaben war die Sprachentwicklung auch in der letzten Periode wieder ähnlich wie in Bayern. Nach 1500 schwand die grobe schwäbische Art rasch aus den Schreiberstuben und aus den Büchern. Man wird lange suchen dürfen, bis man jetzt Formen wie *nauch*, *jaur*, *haun* findet. Auch im südlichen Teil werden die alten Eigentümlichkeiten zum Teil vermieden. In Lindau, wo man heute noch *sî(n)*, *hûs*, *lût* spricht, schreibt man um die Mitte des 16. Jahrhunderts sogut *si seind*, *haus*, *leut*, wie in Augsburg. Schwäbisch bleibt aber die Schriftsprache gefärbt, und sie wird da und dort durch vereinzelte ebenso derbe Rückfälle in die grobe Mundart gefährdet, als in Altbayern. So begegnen uns noch im 17. Jahrhundert z. B. in Dillingen nicht nur die oberdeutschen Formen *befelch*, *gescheucht*, *füegen*, sondern auch die mundartlichen *duzet Leichter*, *khyrn* Gehörn, in ländlichen Weistümern *glipt* für Gelübde, *beriert* berührt und dergleichen.¹⁰⁾ Begünstigt wird die Anlehnung an die mitteldeutsche Schriftsprache durch die Reformation in den Reichsstädten, z. B. Augsburg, Ulm, Memmingen, Kempten, Lindau, Nördlingen. Predigt und Kirchenlied der Protestanten hatten in der Bibelsprache ihr leuchtendes Vorbild, und in den evangelischen Schulen ward Luthers Katechismus das Lesebuch, an dem die Jugend lesen und schreiben lernte. Kein Wunder, wenn wir in den genannten Städten bald eine Schriftsprache antreffen, die über die oberdeutsche Beschränkung hinausgewachsen ist. Es ist natürlich, dass die katholischen Mitbürger und Nachbarn immer etwas mit in die neue Schreibart gezogen wurden. Aber vielfach treten sie ihr bewusst und aus konfessionellen Gründen entgegen. Wie in Altbayern galt das End-*e* in Schwaben geradezu als lutherisch. Noch im Jahre 1755 erschien als Protestschrift gegen Gotscheds Grammatik, die auch im katholischen Süden eifrige Leser gefunden

hatte, zu Augsburg ein Band »Observationes« von dem Augustinerpater Dornblüth in Gengenbach. Der streitbare Schwabe geht scharf in das Gericht mit den angeblichen sächsischen Neuerungen. Er hält sich an die schwäbisch-bayerische Schreibgewöhnung, bleibt also bei Formen wie *er laszt, stosst, glantz, raumt, si seynd, gleichnus*; er versteigt sich zu Behauptungen, wie der: zu *heben* laute das Präteritum *höbte*, *hub* gehöre zu *hauen* und dergleichen. Die Endungs-*e* sind im natürlich auch höchst zuwider. Aber sein Poltern half nichts mehr, auch die Schwaben treten als Schriftsteller in das hochdeutsche Lager über.

Die Oberpfälzer folgten den Spuren der Bayern, nur Nürnberg und Altdorf und der übrige Westrand schlossen sich dem angrenzenden Franken an. Um das Jahr 1500 herrscht, wie wir sahen, in Nürnberg noch eine mit groben bayerischen Besonderheiten untermischte, gar nicht festgefügte Sprache in den Urkunden und in der Litteratur, z. B. bei dem Dichter Hans Folz finden sich Formen, wie *margrof, gnu, persan, zubrach*, Worte wie *genauckt* (gewankt) und dergleichen. Zu den bayerischen *guldein, etleich*, dem oberpfälzischen *wei* für *wie*, *urlab, weirach* und dergleichen kommt noch das fränkische *dornoch, stroff*. Das Jahrhundert Luthers bringt auch hier Wandel. Schon bei Hans Sachs und in zahlreichen politischen Schriften tritt das grob Mundartliche des Vokalismus etwas zurück. Nur die starke Verkürzung bleibt; *bschwerdt, gschach, gwaldt, zam* (zusammen) sind ganz gewöhnliche Formen bei dem Nürnberger Dichter und seinen schriftstellernden Landsleuten. Auch der Wortschatz in den Spielen des Hans Sachs ist begreiflicherweise kein gewählter, sondern dem Publikum zuliebe wesentlich der Nürnberger. Im eigentlichen Franken ist der Dialekt gleichfalls nicht völlig verwischt, aber er tritt hier weniger als sonst in Bayern störend auf. In Bamberg, Würzburg, Ansbach, Rotenburg, Bayreuth hatte man schon längst sich in der Schrift im ganzen und grossen einer Sprachform bedient, die als Ver-

mittlerin zwischen Nord und Süd gelten konnte, und die dem heutigen Schriftdeutschen näher kommt als die allermeisten gleichzeitigen Denkmäler aus Thüringen und Obersachsen. Bekannt sind die Bemühungen Johannis von Schwarzenberg in Bamberg († 1528), der nicht bloss in eigenen deutschen Werken seine Muttersprache sorgsam handhabte, sondern sich auch verschiedene Schriften Ciceros von einem Bamberger Kaplan verdeutschen liess, um der wörtlichen Übersetzung dann gute deutsche (»fränckisch hofteutsche« oder »hochteutsche«) Farbe und Gestalt zu geben. Leider lässt die Sorgfalt und Pietät der Drucker seiner Werke zu wünschen übrig, sodass wir nicht wissen, wie viel von den schwäbisch-bayerischen Formen Schwarzenberg selbst zuzuschreiben sind. Von einem zweiten fränkischen Prosaiker, dem Würzburger Magister Lorenz Friis (um 1525) dagegen besitzen wir zum Glücke noch genug handschriftliche Werke, um zu erkennen, wie seine Sprache der äusseren Form nach der Luthers an Brauchbarkeit für Süd und Nord den Rang hätte streitig machen können. Es ist nicht zufällig, dass wie in mittelhochdeutscher Zeit so auch jetzt wieder das Mainland im Besitze einer überallhin vermittelnden Schriftsprache ist. Die örtliche Lage, wie die ununterbrochene Pflege der Litteratur waren die Vorbedingungen dafür. Der Einfluss der kaiserlichen Kanzleischriften, wie der protestantischen Bücher aus Kursachsen brauchte hier nicht erst wirken und hat wohl auch zunächst in Bamberg und Würzburg nicht gewirkt. Die protestantischen Gegenden zwischen Bayreuth und Hof, sowie in Mittelfranken mögen zur Aufnahme des lutherischen Hochdeutschen, mit dem sie seit der Reformation immer wieder in Berührung traten, besser vorbereitet gewesen sein, als irgend ein anderer Landstrich.

Abgelegene Orte, welche der Ueberlieferung von alter Zeit und dem Einfluss von aussen entzogen waren, weisen natürlich auch in Franken schriftliche Leistungen auf, in denen die Mundart oder persönliches Ungeschick

des Schreibers zutage tritt. Ja selbst Bamberg, wo sich oberpfälzische und fränkische Schreib- und Rede-weise von jeher begegneten, ist der »hoffränkischen« Gemeinsprache nicht ganz gewonnen. Noch 1628 finden wir in den Briefen des unglücklichen Bürgermeisters Johann Junius Formen, wie *ich sogt, guet, ich kan mach, brauch, aussteh*. Umgekehrt erfreut sich z. B. das kleinere Rotenburg, wo man 1525 und 1540 noch *gley* für gleich, *zwei, er is, fenlich* (Fähnlein plur.) schrieb, hundert Jahre später einer — wenn man die unglaubliche Mischung mit Fremdwörtern nicht tadeln will — tadellosen Schriftsprache. Und wie sehr man sogar auf dem Lande die dialektfreie Sprache zu schätzen wusste, zeigt uns die Schulordnung von Langenzenn, einem kleinen Landstädtchen Mittelfrankens, in der (1622) ausdrücklich den Schülern eingeschärft wurde, nicht *oe* für *i* zu singen und kein *a* den Wörtern anzuhängen, es mag dabei an die Aussprache *körche* und *dena, häuserna* gedacht gewesen sein.

Der völlige Übergang zur Sprache des Nordens erfolgte im Frankenland nach all dem unmerklich und ohne Kampf. Nürnberg stand ja in nahen Beziehungen zu den deutschen Sprachgesellschaften und wetteiferte mit dem mittleren und nördlichen Deutschland in der Pflege der Sprache und Dichtung, das Markgrafenland hatte, wie erwähnt, gleichfalls enge Verbindungen mit den Städten, wo seit Opitzens Zeit das Meissner Deutsch herrschte. In Bayreuth wird im 17. Jahrhundert kaum anders, jedenfalls nicht schlechter geschrieben als in Breslau, Berlin, Hamburg. Auch in Bamberg und Würzburg schwand was vom Norden trennte in der Amtsprache, wohl auch in der nicht eben umfangreichen schönen Litteratur allmählich dahin. Noch fehlt es aber an Untersuchungen, die es möglich machten, ein scharf umrissenes Bild der fortschreitenden Entwicklung der Schriftsprache in Franken zu zeichnen.

Es erübrigt noch die Rheinpfalz. Hier war der Zug nach einer Ausgleichung, wie wir sahen, schon

lange mächtig. Die örtliche Lage, die frühzeitige Berührung mit den Reformatoren, die Pflege der Litteratur brachte hier bald die Amts- und Büchersprache auf die gleiche Stufe, wie in den fortgeschrittensten Gegenden des diesseitigen Bayerns. Der Basler Grammatiker R. Sattler zählt um 1608 die kurpfälzischen Kanzleischriften und die des Speirer Kammergerichtes mit unter den Mustern der hochdeutschen Sprache auf. Die Speirer Chronik von Christoph Lehmann (Frankfurt 1612) steht, vom Inhalt ganz abgesehen, an Durchbildung der Sprachform hinter den Prosaschriften eines Opitz z. B. nicht zurück. Natürlich ist die Sprache des einzelnen Schriftstellers in der Pfalz, wie überall, nicht bloss durch Land und Leute, sondern auch durch die eigene Schulung und Anlage bedingt. Wir finden deshalb auch in der Pfalz noch lange nach Lehmann da und dort Rückfälle in die Mundart. Und noch 1769 muss der kurpfälzische Hofkaplan Jakob Hemmer, ähnlich wie H. Braun im diesseitigen Bayern, darüber klagen, wie schlecht in der Pfalz oft geschrieben werde; auch er muss für das lutherische *e* in »Hände«, »Tage« u. s. w. eine Lanze einlegen, falsche Präterita wie *ich gewunn*, *ich stohl*, *ich fung* bekämpfen und ganze Listen von welschen Modewörtern in die Acht erklären. Er hat nicht vergebens gesprochen. Die Pfalz ist mit Franken, Schwaben und Bayern in die grosse deutsche Sprachgemeinschaft eingetreten, und sie alle können sich das Joch der im Norden ausgestalteten Schriftsprache ohne Demütigung gefallen lassen. Ist es doch kein fremdes. Weder Luther, noch Opitz oder Gotsched haben in ihrer Sprache ihrer Heimat allein Rechnung getragen. Was uns vom Norden gegeben wurde, ist gutenteils vom Süden entlehnt. Ganz Deutschland hat an dem Aufbau seiner Schriftsprache mitgearbeitet. Vor allem hat die Habsburger Kanzlei die Rechte des Südens gewahrt und zugleich die Brücke nach dem Norden gefestigt. Es lag an der Teilnahmslosigkeit des Südens, an der Bevorzugung des Latein,

dass der Einfluss der Bayern und Schwaben nicht so mächtig geblieben ist, wie er von Anfang an war. Seit Goethe, Schiller, Wieland, Uhland und die zahlreichen anderen aus dem Süden sich als ebenbürtige und überlegene Streiter im Kampf um den Lorbeer erwiesen haben, ist auch dem Süden sein Anteil an der Fortentwicklung der gemeinsamen Sprache gesichert.

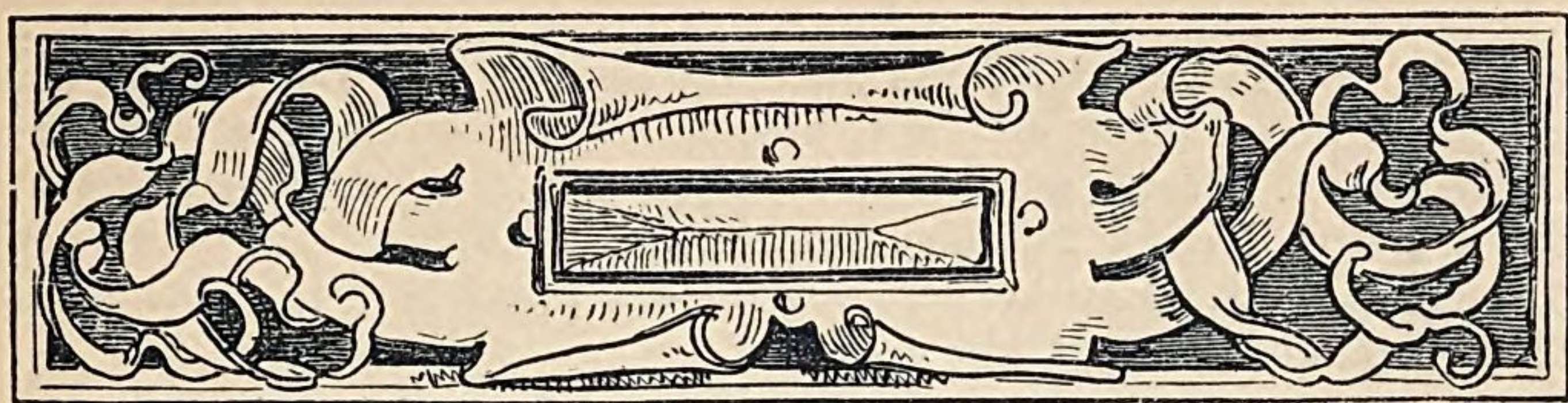
Wir haben bisher diese gemeinsame Sprache nur in ihrer Erscheinung in der Schrift beachtet. Es darf aber nicht vergessen werden, dass unsere lebendige Rede auch in der Gegenwart noch von der geschriebenen sich weit entfernt, auch wenn wir hochdeutsch oder »nach der Schrift« sprechen. Die Zahl derer, die berufsmässig sich des Hochdeutschen auf der Kanzel, in der Schule, bei Gericht, auf der Bühne bedienen, ist gross, noch viel grösser die Zahl jener, welche sich standeshalber des Hochdeutschen befleissigen. Aber ausser den tragischen Schauspielern werden nur ausserordentlich wenige alle örtlichen Besonderheiten abgestreift haben. Man kennt den gebildeten Schwaben vom Bayern, den Pfälzer vom diesseitigen Franken, auch wenn sie ganz nach der Schrift zu sprechen glauben. In Altbayern hat sich schon lange, wohl schon vor 1700, eine ganz eigene Unterscheidung von feiner und grober Aussprache gebildet, die aber mit dem Unterschied von Mundart und Hochdeutsch nicht zusammenfällt; nämlich durch Änderung der Vokaldauer; in der Mundart hiess es seit langer Zeit *sträl*, *sträj* und *sun(n)ä*, der Gebildete schrieb und sprach *strall* und *sohne*. Häufig entschlüpfen z. B. altbayerischen Kanzelrednern auch heute noch ähnliche Formen. Fast durchweg beobachtet man im altbayerischen Hochdeutsch häufiges Durchklingen des hellen *a*, die Verwendung des Deminutives auf *-el* oder *-erl*, einen gehackten, melodilosen Vortrag. Auch der Wortschatz ist etwas anders zusammengesetzt als der seiner Nachbarn im Norden und Westen. Der Schwabe verrät sich durch sein helles *a*, sein *ou*, *ëi*; seine Deminutive gehen auf *le* aus, er singt seine

besondere Melodie, spricht dazwischen einmal ein *ischt* oder hütet sich im Gegenteil auch vor *shtein* und *shpitzig* ängstlicher als Bayer und Franke. Der letztere singt wieder anders, kennt gar kein helles *a* (ausser für *au*, *ai*) ist mit *p* und *t* auf besonders gespanntem Fuss und spricht *ledich*, *efanchelium*, *dàch* für *ledig*, *evangelium*, *tag*. Die Nürnberger Dichter schon des 17. Jahrhundert scheuen vor Reimen, wie *reden*: *Cometen*, *erreichen*: *zeigen*, *Krüge*: *Gerüche* nicht zurück. Sein Deminutiv ist das schwäbische *le*, jenseits des Spessart aber *che* oder *elche*, wie in der Pfalz. Der gebildete Pfälzer singt eine besonders auffällige Melodie, liebt kurze Vokale, wo sonst lange gesprochen werden, z. B. *hawwe* für *haben*, und unterdrückt die *n* am Wortende wohl leichteren Herzens, als sonst ein Landsmann. Allen gemeinsam ist z. B. den Sachsen gegenüber die Sparsamkeit mit Endungs-*e* im Verbum und Substantiv, sowie die Bevorzugung des zusammengesetzten Perfektums vor dem einfachen. Alle endlich vermögen nicht die weichen hochdeutschen *s*, *b*, *d*, *g* zu sprechen. Damit sind die Schwächen der hochdeutsch Redenden in Bayern nicht erschöpft. Lehrer der Jugend, auch der städtischen, mögen noch viel mehr davon erzählen können. Mir war es nur darum zu thun, die Aufmerksamkeit des Lesers darauf zu lenken, dass überhaupt Unterschiede vorhanden sind, und die Bemerkung daran zu knüpfen, dass wir dies gar nicht zu beklagen haben. Es ist im Gegenteil sehr erfreulich, dass bei uns keine so jähe Kluft zwischen dem Gebildeten und dem »Volk« besteht wie im nördlichsten Deutschland; es soll und kann bei uns kein Zeichen mangelhafter Bildung sein, wenn jemand in seiner alltäglichen Sprache seine engere Heimat erraten lässt. Kommt die Redeweise der grossen Masse des Volkes auch ein wenig in der veredelten Sprache der oberen Stände zur Geltung, so wird dies für die gesunde Fortentwicklung des Hochdeutschen nur förderlich sein. Die Zeit, da man die Mundart als Entartung und Vergröberung der Schriftsprache ansehen

konnte, anstatt umgekehrt als Wurzel und Stamm, aus denen das Hochdeutsche herausgewachsen ist, die Zeit sollte schon längst hinter uns liegen. — Mögen vorstehende Blätter dazu beitragen, das geschichtliche Verhältnis beider in Bayern zu lebendigem Bewusstsein zu bringen, mögen sie zugleich aber auch zeigen, dass bis jetzt eben nur der erste Versuch einer Geschichte von Mundart und Schriftsprache in Bayern gemacht werden konnte und zur Mitarbeit am Aufbau einer erschöpfenden und allseitig gesicherten Geschichte anregen.







Anmerkungen.

1) Um Verwechslungen mit dem bayerischen Mittelfranken zu vermeiden, habe ich das Fränkische von Aschaffenburg und der Rheinpfalz rheinfränkisch genannt, nicht südfränkisch wie andere; in Einteilungen, worin südfränkisch und rheinfränkisch neben einander in verschiedener Bedeutung vorkommen, gehört die Pfalz zum Südfränkischen, die Spessartgegend zum Rheinfränkischen! Es ist begreiflich, dass diese Benennung hier nicht verwendbar ist, wo fortwährend Missverständnisse entstehen würden. »Westfränkisch« ist ein politischer Begriff.

2) Die Form *Baiwari*, an die sonderbare Folgerungen geknüpft werden, ist schlechter bezeugt als die übrigen; zu den im Text genannten kommen noch *Baioarii*, *Bawarii* (daher *Bawaria*), in späterer Zeit *Beigiri*, *Beiere*. Unser *Bayern* als Landesname ist Verkürzung aus *zen* (zu den) *Beieren* d. i. *in Beigiris* »bei den Bayern«. Die Angelsachsen nannten unser Volk *Bagware*; die älteste uns in deutscher Gestalt überlieferte Form *Peigira* stimmt hierzu und lässt uns schliessen, dass zur Zeit der Einwanderung die Bayern ihren Namen *Baijuwarā* oder *Baighuwarā* aussprachen.

3) Weder »*Suebi*« noch »*Alamanni*« lässt sich mit Sicherheit erklären. Über die Besetzung des Schwabenlandes s. L. Baumann, Schwaben und Alemannen, in den Forschungen zur deutschen Geschichte XVI.

4) Die Mischung der Bevölkerung zeigt auch ein Blick auf die Karte. So sehen wir an der Grenze von Mittel- und Unterfranken einander gegenüber einen Frankenberg und einen Schwabenberg. Von den Ortsnamen in -winden weisen wohl die meisten auf die Wenden. Die mit »Sachsen« gebildeten Namen erhärten die geschichtliche Nachricht, dass Sachsen von Karl dem Grossen nach dem Nordgau verpflanzt wurden: Einwirkung dieser und sonst eingewanderter Sachsen auf die Sprache ist durchaus nicht mehr nach-

weisbar. Bayreuth zeigt, dass auch die Bayern über die Grenze des eigentlich bayerischen Gebietes hinaus an den Rodungen sich beteiligt haben. Wenn mitten im Frankenland sich Ortsnamen finden, die mit dem Namen Franken gebildet sind, so lässt sich diess nur daraus erklären, dass in der Gegend die Franken nicht eine stark überwiegende Mehrheit bildeten.

5) Die in diesem Buche verwendeten Lautzeichen können die gesprochenen Laute nur annähernd wiedergeben. Es ist im ganzen das Schmellersche System, das ich gebrauche, also:

a das hochdeutsche *a*, *á* das helle der Schwaben und Bayern, *à* das dunkle der Franken und Bayern.

e das mittlere *e* von *ewig*, *heben*, *é* das dünne, *i*-ähnliche in *hecht*, *best*, *è* der *ä*-Laut in hochd. *er*, *wer*, *nest*, *rest*.

o das mittlere *o* von hochd. *voll*, *ó* das nach *à* hin neigende fränkische, *i mog*, *ò* das *u*-ähnliche in fränkisch *dôsn* Dose, *hôsn* Hose.

u ist das mittlere *u* in *lust*, *null*, *ù* das vorderste *u* im oberpfälzischen und schwäbischen Diphthong *ou*.

i das mittlere, *í* das vorderste *i* im schwäbisch-oberpfälzischen Diphthong *ei*, *öi*.

Die natürliche Reihenfolge ist also *í i*, *é e è*, *á a à*, *ó o ò*, *u ù*. Eine besondere Stelle nimmt *ə* ein, der Schreilaut der Kinder, der erste Bestandteil des schwäbischen Diphthonges *əu* in *əuch* auch, das unbetonte *e* in *dər* der, *nackəd* nackend; *d* und *t*, *b* und *p* sind, wo nicht anders bemerkt wird, innerhalb derselben Mundart gleich, beide härter oder weicher, als die hochdeutschen Laute, eigentlich hätte nur *p t* geschrieben werden müssen und *k* für *g*. s. S. 78; *sh* ist der weichere *sch*-Laut; *gh* das fränkische *g*, z. B. *i mēghet* ich möchte, also ein weiches *ch*; *z* ein eigentümliches *fz* (das sog. Juden-*s*), *th* das englische *th*, *dh* derselbe Laut weich, *~* bezeichnet den genäselten Klang eines Vokales.

6) Die kleineren Überbleibsel aus der althochdeutschen Zeit sind gesammelt in »Müllenhoffs und Scherers Denkmälern deutscher Poesie und Prosa aus dem VIII.—XII. Jahrhundert«. Eine bequeme Übersicht über alles Vorhandene giebt Paul Piper in dem Buche: Litteraturgeschichte und Grammatik des Althochdeutschen und Altsächsischen.

7) Historische Beweise hiefür s. bei S. Riezler, Bayerische Geschichte I S. 15 ff.

8) Zahlreiche Beispiele hiefür bietet A. Socin, Schriftsprache und Dialekte im Deutschen nach Zeugnissen alter und neuer Zeit. S. 251—300.

9) Proben der Mundarten Bayerns finden sich in Schmellers »Bayerns Mundarten«, in Frommanns Zeitschrift »Deutsche Mundarten«, in dem schönen Nationalwerk »Bavaria«, in Firmenichs »Völkerstimmen«; verlässige altbayerische besonders in A. Hartmanns Volksliedern und Volksschauspielen; oft sehr verblasst sind

die Proben in Theodor Hildenbrands: »So is's bei'n uns in Boarnland« und vielen kleinen Liedersammlungen.

10) Solche Formen kommen heutzutage ja auch noch oft genug in Schriftstücken vor; aber kaum in amtlichen Urkunden, die für ungezählte Jahre gelten sollen, wie jene Weistümer. Bei uns heisst man ähnliche Formen Schreibfehler, in der behandelten Zeit sind sie aber (in Bayern und Franken natürlich ebenso gut als in Schwaben) meist nur Rückfälle in die lebendige Sprache. In anderen Fällen, z. B. wo *geheret* für *g'kert*, *khert* d. i. *gekehrt* steht, oder z. B. im Bayerischen *prüester* statt *priester*, liegt umgekehrt natürlich ein misslungener Versuch zur Erhebung über die Mundart vor. Beispiele hiefür sind häufig, sie wären noch viel häufiger, wenn nicht bei dem klaren Lautsystem der Mundarten die Zurückführung ins Gemeindeutsche oder eine beschränktere Vertreterin nach wenigen Mustern meist so leicht zu vollziehen wäre.





Verzeichnis der Abbildungen.

1. Bayerische Mundartforscher: Hieronymus Wolf. (Brustbild nach einem Holzschnitte von Tobias Stimmer. K. Kupferstichkabinett in München.) S. 16.
2. Bayerische Mundartforscher: Kaspar Schopp. (Brustbild A. Grebber sc. K. Kupferstichkabinett in München.) S. 33.
3. Bayerische Mundartforscher: Johannes Ludwig Prasch. Brustbild B. Block pingebat, E. Hainzelmann sc. Aug. Vind. K. Kupferstichkabinett in München.) S. 49.
4. Titelbild. Bayerische Mundartforscher: Andreas Schmeller. (Brustbild gemalt von J. Berhardt, lith. von J. Melcher. K. Kupferstichkabinett in München.)
5. Karte der Mundarten in Bayern.





Inhalt.

1) **Einleitung.** Zusammensetzung der Bevölkerung Bayerns — Vorgermanische Bewohner — Baiuwaren, Schwaben, Franken. S. 1—12.

2) **Bayerns Mundarten.** Althochdeutsche Zeit: Quellen — Übereinstimmung der oberdeutschen Mundarten — Unterschiede. Mittelhochdeutsche Zeit: Quellen — Gemeinsame Neuerungen — Unterschiede. Entwicklung bis zur Gegenwart: Quellen — Gemeinsames — Unterschiede — ältere Proben. S. 12—52.

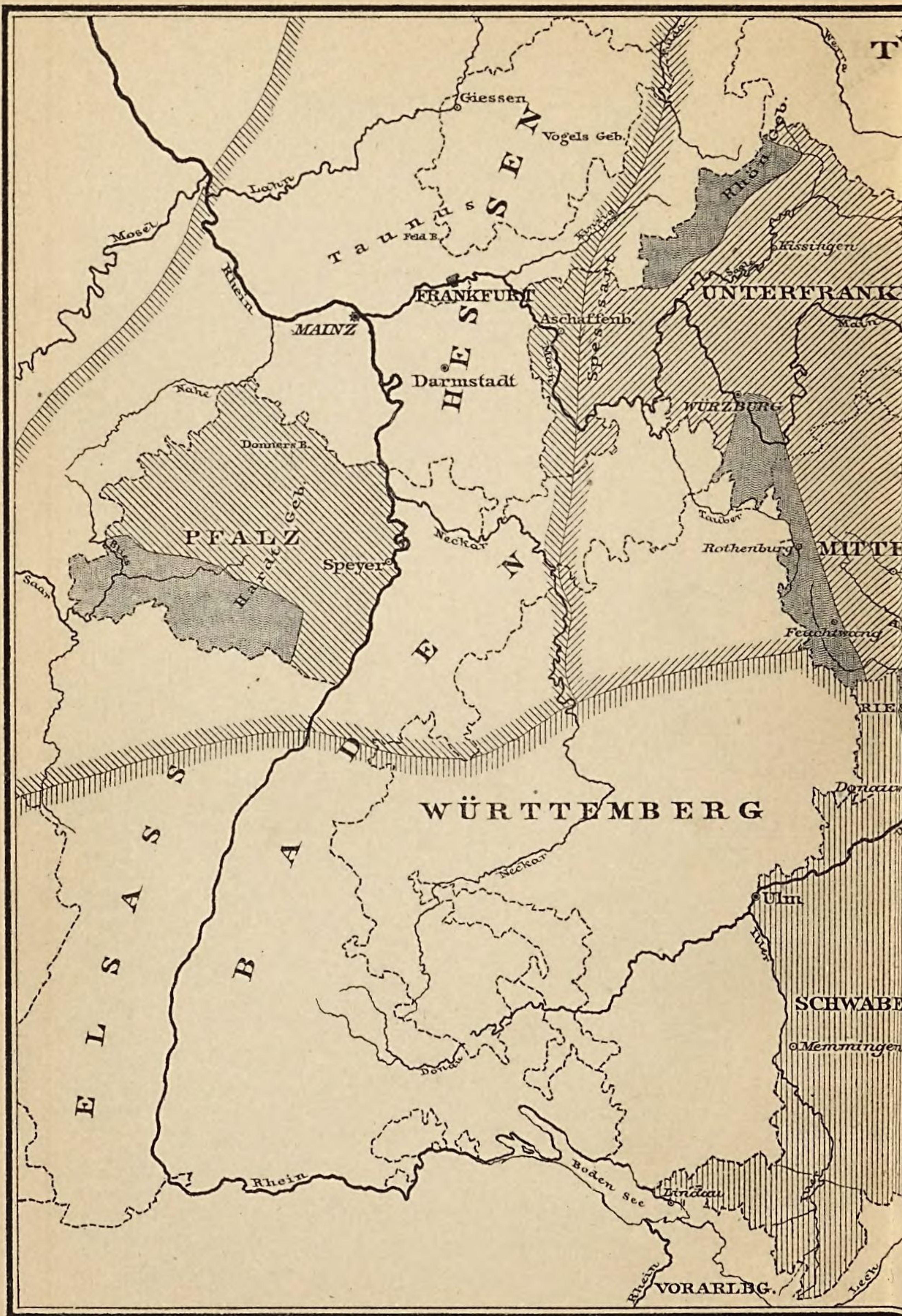
3) **Schriftsprache in Bayern.** Verhältniß der geschriebenen und gesprochenen Rede überhaupt — in Bayern in ahd. Zeit — in nhd. Zeit — Proben.

Gemeinsprache und Volksmundart — Sprache höherer Stände — Litteratursprache — ahd. Zeit — mhd. Zeit — spätmhd. — das Meissner Deutsch in Bayern — in Schwaben — in der Oberpfalz und Franken — in der Rheinpfalz.

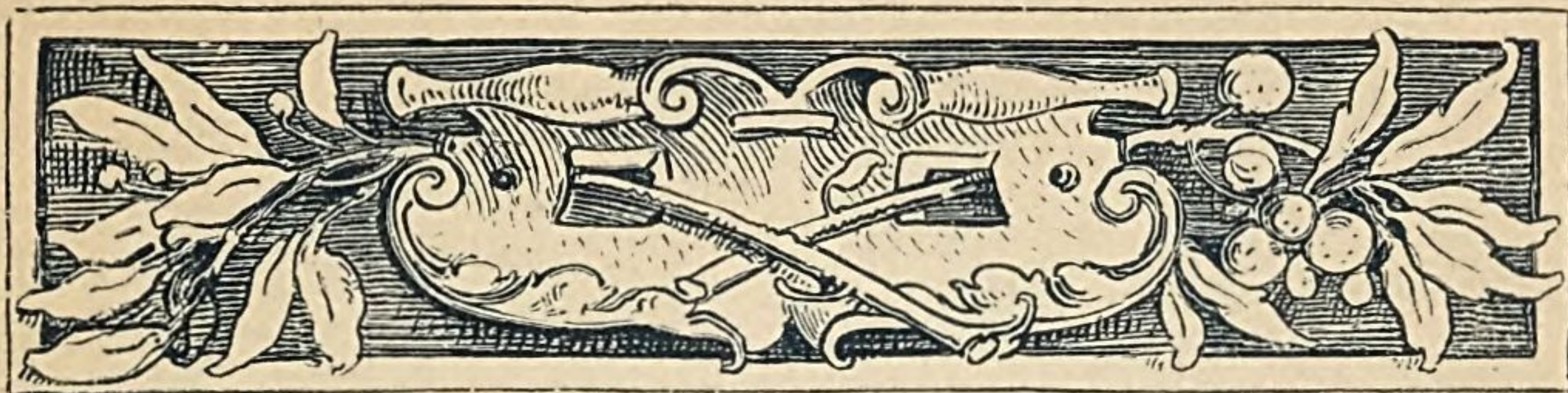
Das Hochdeutsche im Munde der Bayern. S. 52—79.

4) **Anmerkungen.** S. 81—83.









Nachträge und Berichtigungen.

Vollbild. Bayerische Mundartforscher: Karl Fromann. (Brustbild nach einer Photographie).



In der Zeichenerklärung der Karte sollte auf der untersten Zeile die Linie nicht punktiert sein, da die Punktlinien die Kreisgrenzen bezeichnen.



Brenner, Oskar

Mundarten und Schriftsprache in Bayern

Bamberg 1890

Bamberg, Staatsbibliothek -- AGB Lc 3#1

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11829998-5